Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 17 — Gotha, 6. September 1930 — 44. Jahrgang

Inhalt: Hymne Symeons des neuen Theologen [Sp. 809] — Wort und Worte [Sp. 810] — Ein Zeuge. Theodor Arxenfeld [Sp. 811] — Ostasienmission und Deutsch-Evangelischer Missionsbund [Sp. 815] — Erich Haupt über die Fakultätenfrage [Sp. 824] — Freiheit und Bindung im kirchlichen Handeln des Protestantismus. Leitsätze für Basel [Sp. 826] — Sozialismus und Reich Gottes [Sp. 827] — Stuttgarter Kongreß der Religiösen Sozialisten [Sp. 827] — Der Kongreß der Religiösen Sozialisten [Sp. 830] — Noch einmal: Mulier taceat in ecclesia [Sp. 837] — Das deutsche Bücherjahr [Sp. 841] — Bücher und Schriften: Aus der Akademischen Arbeit (Müller); Was sollen wir tun? (v Tiling); Von der besseren Gerechtigkeit (v Tiling) [Sp. 845] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart. Europäischer und amerikanischer Protestantismus [Sp. 847] — Wöchentliche Chronik [Sp. 850] — Bund für Gegenwartchristentum im Freistaat Sachsen [Sp. 852] — Verschiedenes: Symeon; Augustin; Hungersnot in China; Eine verspätete Anmerkung; Kleine Mitteilungen [Sp. 853] — Versammlungskalender [Sp. 854] — Anzeigen

Hymne Symeons des „neuen Theologen"

Konstantinopel um 1000 n. Chr.

Komm, wahres Licht. Komm, ewiges Leben. Komm, verborgenes Mysterium. Komm, namenlose Köstlichkeit. Komm, Unaussprechlichkeit. Komm, Wesen, fliehend Menscheneinsicht. Komm, immerwährende Erhebung. Komm, abendloses Leuchten. Komm, ersehnt von allen, die nach Erlösung dürsten. Komm, der Toten Auferstehung. Komm, Mächtiger. Mit bloßem Wink erschaffst du immerwährend alles, verwandelst es und wechselst es. Komm, gänzlich unschaubar, unberührbar, untastbar. Komm, immer bleibend unbeweglich, doch ganz hinübergehend in die Stunden. Du kommst zu uns, die wir im Elend liegen, und doch steht über allen Himmeln Dein Gezelt. Komm, Name hochersehnt und hochgefeiert. Es auszusprechen, was Du bist, und, wie Du bist, das zu erkennen, und, wie Dein Dasein ist, uns ewiglich versagt bleibt. Komm, Freude ohne Ende. Komm, Kranz der Unverwelklichkeit. Komm, unsres großen Gottes, unsers Königs Purpur. Komm, Gürtel wie Kristall erglänzend, im bunten Spiel der Perlen schimmernd. Komm, Zuflucht unerreichbar. Komm, Königspurpur, Rechte der erlauchten Majestät. Komm, den meine arme Seel ersehnt hat und ersehnt. Komm, Alleiniger, zu dem Verlassenen: denn einsam bin ich, wie Du siehst. Komm, der Du mich allein gestellt, zum Einsamen gemacht hast auf der Erde. Komm: zur Sehnsucht bist Du mir geworden. Du hast das Sehnen mir nach Dir gegeben, der jedem Seufzer unerreichbar ist. Komm, mein Odem und mein Leben. Komm, meiner armen Seel Tröstung. Komm, Freude, Glorie, meine ewigliche Wonne. Dank sag ich Dir, daß Du zu einem Geist mit mir geworden, ohne Trübung, ohne Aenderung und Wandel. Alles überragend, da Du Gott, bist dennoch Du in allem alles mir geworden. O Speise Du der Unaussprechlichkeit, der Unverzehrbarkeit. Nie versiegend, schüttest Du Dich über meiner Seel Lippen aus, meines Herzens Quelle mit Deiner Fülle überströmend. Du Blitze sprühendes Gewand: Du versengest die Dämonen. Du sühnend Opfer: durch heilger Tränen angehaltnen Strom, den Deine Gegenwart den von Dir Heimgesuchten gibt, wäschst Du mich rein. Dank sag ich Dir: Tag ohne Abend bist Du mir geworden, Sonne sonder Untergang, der Du nicht hast, wo Du Dich bergen könntest: mit Deiner Herrlichkeit erfüllst Du ja das Weltall. Niemals hast Du vor Jemand Dich verborgen. Aber wir, immer suchen wir uns zu verstecken vor Deinem Angesichte, wenn wir nicht vor Dich treten wollen. Ja, wo solltest Du Dich auch verbergen? Nirgends gibts für Dich einen Ruheplatz. Oder, warum solltest Du Dich auch verbergen? Da Du Niemandem aus aller Welt verschmähst, Niemanden zu fürchten brauchst. Wohlan denn, heiliger Herr: Dein Zelt schlag in mir auf und Deine Wohnung nimm in mir, und bis zu meinem Aufbruch darfst Du mich nicht verlassen, geh nicht hinweg von Deinem Knecht, damit auch ich in meinem Scheiden und nach dem Scheiden Dich in mir finde und mit Dir herrsche, der Du, Gott, herrschest über allem. Verweile, Herr, und laß mich nicht allein. Dann werden meine Feinde, wenn sie nahen und immer wieder meine Seel töten wollen, sehen, wie Du in mir bleibst, und dann weit, weit sich flüchten und nichts mehr über mich vermögen, wenn sie Dich, den Allgewaltigen, drinnen im Hause der verzagten Seele mein, hoch auf dem Throne sitzend sehen. Wie Du, o Herr, da ich noch ein Weltkind war, an mich gedacht und, ohne daß ich es nur ahnen konnte, mich erwähltest, mich der Welt entrissest und vor das Auge Deiner Herrlichkeit mich stelltest: so mach auch jetzt mich innerlich gefestigt, daß ich nimmer wanke; bewahre mich, indem Du in mir wohnen bleibst, daß Tag für Tag in Deiner Schau ich Toter lebe und, Dich besitzend, ich Armer immer reich sei. So werde ich stärker sein als alle Könige und, Dich essend und Dich trinkend, dann von Stund zu Stunde unsagbarer Wonnen Seligkeit in Dich mich hüllend kosten, denn Du bist das Gute ganz, Du bist die ganze Schönheit, Du die ganze Seligkeit. Und Dir gebühret Ruhm, der heiligen Dreieinigkeit, der wesenseinen, die im Vater und im Sohne und im Heiligen Geiste gefeiert und erkannt und angebetet und verehrt wird von der Gläubigen Gemeinschaft: nun und immer und durch der Ewigkeiten Unbegrenztheit. Amen.

(Aus der Vierteljahrsschrift des Katholischen Akademikerverbandes „Der katholische Gedanke" 1930, Heft 3. Siehe unten Sp. 853).

Wort und Worte

Im Anfang war das Wort. Joh. 1, 1

So kommt der Glaube aus der Predigt, die Predigt aber durch das Wort Gottes. Röm. 10, 17

Es genügt nicht das Wort, wir brauchen auch Worte. Das Wort ist etwas ganz Einfaches, Erstes, Tiefstes. Aber es muß Worte finden, gepredigt, verkündigt, gelehrt werden. Wird es dabei nicht Schaden leiden?

Vielleicht lebt und wirkt es besser im Symbol als in den Worten. Aber war nicht die christliche Religion immer eine Religion, die in Worte, d. i. in ausgesprochenen, aussprechlichen Gedanken lebte? Ein Edelmetall, auf Legierung angewiesen. Ein Kleinod, das gefaßt werden mußte. „Wer es fassen mag, der fasse es!"

Um Andern das Wort zu bringen, muß man Worte haben. Wie kommt man dazu? Einmal durch Gabe, durch unmittelbare Gnadengabe. Der Geist, der da weht wo er will, kommt über einen. Sein Mund geht von dem über, des das Herz voll ist. Charisma. Enthusiasmus. Prophet.

Oder durch Studium. Durch fleißiges darüber Sinnen und inneres Verarbeiten. Man mag Laie sein oder Theologe. Ein Hauptwert der Theologie und des theologischen Studiums ist, daß man dadurch Worte hat, das Wort zu sagen.

Es ist eine elende Situation, wenn man dasteht, das Wort zu sagen, und es fehlen die Worte. Welcher Pre-

diger kennt sie nicht? Man soll Frucht schaffen und ist wie ein dürres Erdreich. Man hat vielleicht das Wort, und doch fehlen die Worte. Die rechten Worte. (Man durchlebt da Qualen, die man zeitlebens nicht vergißt.)

Aber schlimmer als solcher öffentlicher Bankerott, der wills Gott vorübergeht, ist, wenn man Worte macht. Das ist die Kunst, sich und Andere über seinen Bankerott hinwegzutäuschen. Ein vielleicht lange, vielleicht lebenslänglicher Konkurs. Tönendes Erz, klingende Schelle. Davor behüte uns, lieber himmlischer Vater! Uns Prediger und unsre Gemeinde.

Man soll sich aber auch selber davor hüten. Es ist doch nicht nötig, alles zweimal zu sagen. Es ist nicht nötig, wenn die Rede getan ist, drei oder fünf Schlüsse zu machen statt eines. Es ist nicht nötig, sich an der Erbaulichkeit, an der Fülle, dem Klang, dem Flusse der eignen Rede zu berauschen. „Amen!" „Schluß!" sagt der Hörer unter der Kanzel, dankbar und befriedigt, aber es kommen immer noch Worte.

Und wo Worte das Wort verkünden, müssen sie verständlich sein. Kund machen sollen sie ja, das ist ihr Zweck, ihr Daseinsgrund. Gewiß nicht oberflächlich. Aber die Verbindung zwischen dem Wort und dem natürlichen Menschen, seiner Fassungskraft, seinem Lebensgefühl, seinen Erfahrungen und Versuchungen, seinem Sprachgebrauch sollen sie herstellen. Dialekt in Gottes Namen, aber kein Jargon, keine Fremd-, keine Schulsprache.

Gib mir Worte zu Deinem Wort! Das muß des Predigers tägliches Gebet sein. Die Evangelienschreiber und die heiligen Briefschreiber fanden rechte Worte für das Wort, davon zehren wir alle. Die frommen Sänger, Weisen und Gelehrten stimmten ein in den Chor. „Strebet nach den besten Gaben."

Die Laien sollen das nicht den studierten Leuten überlassen. Zwar rite vocatus, d. i. wenn es deines besonderen bürgerlichen Berufs ist, bringst du es gewiß leichter zu Worten. Man hat ein bessres Gewissen dabei, daß man nicht überheblich handelt. Aber ohne dies Mandat, bloß getrieben von innerem Drang — ein paar Worte aus Laienmunde: ach wie freut sich das Wort über solche Worte, wie segnet es sie!

Hilf, daß ich rede stets,
womit ich kann bestehen;
laß kein unnützes Wort
aus meinem Munde gehen,
und wenn in meinem Amt
ich reden soll und muß,
so gib den Worten Kraft
und Nachdruck ohn Verdruß!

Das hat natürlich ein Pastor gedichtet und gebetet, so recht aus seiner Prediger- und Seelsorger-Angst heraus. Aber warum solls nicht ein Jedes mitbeten? R

Ein Zeuge

Individuum ineffabile semper *). Aber es ist ein großer Unterschied, ob man diesen Satz als ein kühles Ergebnis der allgemeinen Wirklichkeitsforschung weitergibt, nämlich daß nur das Allgemeine in unsre Erkenntnis eingeht — wie Goethe in den „Wahlverwandtschaften" sagt, daß die Summe des menschlichen Daseins, durch unsern erkennenden Verstand dividiert, nie rein aufgeht, sondern immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibt, — oder ob man vor der intensiven Wirklichkeit eines bestimmten, geprägten Menschen steht und nun mit Trauer die völlige Unzulänglichkeit unsrer abgeschliffenen Worte empfindet, das Wesen dieser lebendigen Wirklichkeit so zum Ausdruck zu bringen, daß auch Andere die ernste Freude spüren, durch die Berührung mit solchem Menschen beschenkt zu sein.

*) „Das Einzelne ist immer unaussprechlich." D H

So war es auch uns zu Mute, als wir am 31. Juli d. J. Theodor Axenfeld auf dem schönen Freiburger Friedhofe zu Grabe tragen mußten. Die große Trauerversammlung war nur die kleine sichtbare Mitte eines Kreises von ungewöhnlichem Ausmaß, einer Gemeinde dankbarer Menschen weit über die Erde hin. Was wir hier sagen können, ist nur ein armer Versuch, auf ein Leben hinzuweisen, das, wie einer der Mitbetroffenen sagte, wie eine lebendige Predigt war" — praedicatio im vornehmsten Sinne: Zeugnis von der verborgenen Welt, die uns allein retten kann.

Als dieser große Augenarzt die Augen schließen mußte, zerbrach die bange Hoffnung eines Chinesen, der aus seiner fernen Heimat gekommen war, weil es auf der weiten Erde nur einen Mann gab, der ihn mit seiner gottgesegneten Hand vor der Erblindung retten konnte: Theodor Axenfeld.

An einem solchen einzelnen Falle — es waren auch Inder gekommen, die sehnsüchtig auf seine Genesung warteten — mag man sich annähernd deutlich machen, was dieser Mann mit seinem ärztlichen Wissen und mit seiner Hand in der Welt bedeutete. In den medizinischen Fachblättern, die sonst zur äußersten Sachlichkeit verpflichtet sind, wird man bei aller Objektivität des Urteils etwas von der tiefen, ehrlichen Trauer spüren, die über Jeden gekommen ist, der in den Lebenskreis dieses ungewöhnlichen Mannes treten durfte. Wo ist das nun, dieses reiche Wissen, diese weite Erfahrung, dieses erstaunliche Gedächtnis — und diese schöne Menschlichkeit, diese klare Gerechtigkeit, der große Ernst und die große Güte? Ein naher Freund und Fakultätsgenosse, der wie alle bewundernd zu dieser Lebensleistung aufschaute, konnte doch an diesem Sarge sagen, daß dieser große Gelehrte noch größer war als Mensch.

Und eben dies ist der Grund, warum auch in diesen Blättern von ihm die Rede ist. Das Programm dieser Zeitschrift ist die Arbeit an der Durchdringung der Welt mit der *Δύναμις Θεοῦ*, *Χριστός* (1. Kor. 1, 24). Theodor Axenfeld war ein besonders eindringliches Zeugnis von der Möglichkeit, dieses so hart widerstrebende Dasein zu durchchristen.

*

„Der erste Schritt, um ein Christ zu werden, ist aufhören, sich einzubilden, man wäre schon einer" — weil die Aufgabe unendlich ist. Der Mann, von dem wir hier reden, hat sich nicht eingebildet, ein Christ zu sein, denn er wußte um die Unendlichkeit der Forderung und die Endlichkeit jeder menschlichen Leistung. Aber er war ein Mensch, der in unerschütterlicher Treue im Dienste stand und die Kraft dazu aus seiner tiefen Verbundenheit mit dem Herrn seines Lebens hatte, von dem er nicht sprach, von dem er aber mit wundervollem Ernste in unermüdlicher Demut (d. h. Dienmut) zeugte. Er war einer von den Tatchristen, nach denen sich immer die Menschen unbewußt sehnen. Die charakterbildende Kraft echten Glaubens war an ihm besonders deutlich in der beglückenden Lauterkeit seines Wesens, in seiner unerbittlichen Wahrhaftigkeit und in der großen Strenge gegen sich selbst. Morgens, wenn sehr Viele noch nicht an Aufstehen dachten, war er schon bei seinen Kranken, und wie manches Mal mußte er, wenn er noch abends nach 10 Uhr in der Klinik bei der Arbeit war, von der besorgten Gattin telephonisch daran erinnert werden, doch das Heim nicht zu vergessen. In der unscheinbaren Gestalt lebte eine erstaunliche Energie und Arbeitskraft. Sie ruhten auf seiner innersten Verantwortung.

Aber eben davon sprach er nicht; er handelte aus dieser tiefsten Bindung. Daß er freilich auch das Zeugnis des gesprochenen Wortes nicht scheute, davon hat der engste häusliche Kreis geweihte Erinnerungen. Dieser Mann, der eine ungeheure Arbeit zu bewältigen hatte, fand Zeit, machte Zeit, wenn besondere Umstände es

nahelegten, die Seinen um das Bibelbuch zu sammeln und ihnen das Wort auszulegen in seiner ernsten, frommen, ganz auf das Wesentliche gerichteten Weise. Und als sein äußeres Leben dahinebbte, hat er in einer der letzten, klaren, schlaflosen Nächte der Pflegerin, die an seinem Bette Wache hielt, davon gesprochen, was ihm sein Herr Christus war, — eine Stunde lang kam aus dieser sonst so zurückhaltenden Mannesseele ein Strom von tiefer Verehrung und Dankbarkeit für den, der in der verschwiegenen Tiefe seines männlichen Wesens sein Herr war. Die Schönheit dieser Stunde hatte für die stille Hörerin nur die eine Bitterkeit, daß nichts sich für Andere festhalten ließ von dem Zeugnis eines Heimgehenden, das ihr da entgegenströmte.

Unter dem Eindruck seiner stillen erstaunlichen Tätigkeit hat einmal eine katholische Schwester eine evangelische Mitarbeiterin gefragt: „Wie kann er nur das alles so leisten?“ Sie hat ihr die stolze Antwort gegeben: „Aus seinem Glauben!“ Und das war evangelischer Glaube in der Schlichtheit und Freiheit des Christenmenschen.

*

Sein Wirken war kein „hohler Augendienst“, den Thomas Carlyle so grimmig verachtete. Den geringsten Fall*) behandelte er mit der gleichen unbeugsamen Gründlichkeit und mit der gesammelten ärztlichen Kunst, mit der er auch seinem letzten Großherzog das Augenlicht noch einmal fristen durfte; der edle Fürst hat ihm bis zum Ende dafür aus tiefstem Herzen gedankt. Wohl war sein Leben ein Dienst an des Menschen edelstem Organ, wie Albrecht Dürer das Auge nannte. Aber seine Bereitschaft, zu dienen und zu helfen in den schwierigsten Lagen, war, über die Grenzen des besonderen Berufes hinaus, immer wach, wo es sich um Menschenwohl handelte — und um das Wohl seines Vaterlandes. Die Liebe zum deutschen Volkstum war ein besonders ausgeprägter Zug seines Wesens. Das letzte Wort, das ich von seinem letzten Lager mitnehmen durfte, war ein Wort des Dankes für das Befreiungsläuten der Glocken zum 30. Juni; sein Krankenzimmer war dicht unter dem Glockenturm der nahen Ludwigskirche. Der eherne Ton der Freude hatte im Herzen dieses Mannes einen besonders starken Widerhall gefunden. Einen Monat später redeten dieselben Glocken von der letzten Befreiung dieses deutschen Gelehrten, der erst wenige Wochen zuvor in Japan als allgemein geehrter Vertreter der europäischen Wissenschaft auf einem wissenschaftlichen Kongresse den deutschen Namen im Fernen Osten durch seine Vorträge und durch die stille Gewalt seines klaren, klugen, festen und feinen Menschentums auch seinerseits wieder zu hohem Ansehen gebracht hatte**). Die dankbare, bewundernde Begeisterung, die ihm dort entgegenleuchtete, war die goldene Abendsonne dieses großen deutschen Gelehrten, der dort draußen auch kein Hehl machen konnte aus seiner Verbundenheit mit dem Herrn seines Lebens.

Nicht bloß, weil er mit der ärztlichen Mission, zu deren Vorstand er gehörte, besonders eng verbunden war; er ist für diese Art der Tatmission auch in seiner Universitätsstadt mit dem ganzen Gewicht seiner entschiedenen Persönlichkeit eingetreten und hat bald nach seiner Rückkehr aus Japan nach einem Vortrage des Missionspfarrers Seufert aus Tsingtau mit einer Wärme und Freudigkeit sich für die Arbeit des Ostasien-Missionsvereins eingesetzt, die allen, die diesen Abend miterlebten, unvergeßlich sein wird. Aber weder draußen, noch daheim, war ihm dieses Eintreten eine offizielle Sache. Wer ihn kannte, der wußte, daß es ihm bei aller Mission um das tiefste Anliegen ging, um das große Glück, einen Herrn zu haben, diesen Herrn.

Denn das war für ihn das Wesentliche seines männlich freien Christenglaubens: κύριος Χριστός. Der Aufenthalt in Japan hatte ihm diese längst gewonnene Überzeugung neu bestärkt: nicht die Bindung an irgendwelche noch so ehrwürdige Formulierung des Glaubens mache den Christen, sondern die freie Bindung an den Herrn selbst.

Wir besitzen für diese seine evangelische Auffassung des Glaubens ein wertvolles Dokument aus seiner letzten Zeit, einen Brief, den er während der letzten badischen Landessynode an den Prälaten der evangelischen Kirche Badens zugleich im Namen seiner Freunde in der Universität und in der Gemeinde, zu deren Ausschuß er auch seit vielen Jahren gehörte, gerichtet hat, als die Gefahr bestand, daß die innere Freiheit der Kirchgenossen durch eine unevangelische Bindung an das sogenannte Apostolische Glaubensbekenntnis eingeengt würde. Da der Brief am Schlusse ausdrücklich die Verwendung freistellt, dürfen wir nun wohl auch einem weiteren Kreise von diesem evangelischen Zeugnisse Kenntnis geben. Der Brief lautet:

Freiburg, den 28. 5. 1930

Hochgeehrter Herr Prälat!

In einem vertraulichen Gespräch hat mir Kollege A. mitgeteilt, daß Sie vor der Synode bei Beratung der Agende die weitherzigere Form der für Taufe und Konfirmation geltende Fassung befürworten wollen. Ich begrüße diesen Ihren Entschluß mit größtem Dank und bitte inständigst, alles zu tun, um diese Fassung zur Annahme zu bringen.

Im Verein mit den andern Unterzeichneten, die aber ebenso wie ich selbst nur die Sprecher weiter, mit aller Liebe unsrer evangelischen Kirche zugetaner Kreise sind, bin ich davon durchdrungen und weiß bestimmt, daß eine zu enge Verpflichtung der Kirche schwerste Kämpfe und Schaden bringen würde. Die Not unsrer Tage, der Kampf nach zwei Seiten, erfordern gebieterisch den Zusammenschluß all derer, die sich zu Christus bekennen. Dieser Erkenntnis entspringt die alle Länder der Erde durchziehende Bewegung, das Trennende der evangelischen Gruppen zurückzustellen, wie ja im Lauf der Zeit so manche Gegensätze zurückgetreten sind.

Ich komme soeben von einer wissenschaftlichen Vortragsreise aus Japan zurück, habe aber dort auch erhebende Eindrücke gewonnen in christlich japanischen Kreisen von der schlichten Frömmigkeit und Bekennertreue, nicht zu einer bestimmten geschichtlichen Formulierung, sondern zu Christus. Das war das Wesentliche, und wenn um diesen Mittelpunkt sich die verschiedenen Richtungen unserer Kirche scharen, so ist sie reich an Kräften aller Art. Das wünschen wir von Herzen, wir wollen in ihr mitarbeiten an der gemeinsamen großen Aufgabe und würden es auf das tiefste beklagen, wenn uns das unmöglich gemacht würde.

Aus positiver Anteilnahme heraus ist dieser Brief geschrieben, aber auch im Geist evangelischer Freiheit.

Wir stellen Ihnen anheim, von diesem Schreiben Gebrauch zu machen, von dem wir eine Abschrift an Herrn Prof. A. senden.

Mit ausgezeichneter Hochschätzung Ihr ganz ergebener Th A

*

Vor drei Jahren ist ein Buch von dem Amerikaner Stanley Jones erschienen: „The Christ on the Indian Road“, das in der ganzen englisch redenden Welt das größte Aufsehen erregt hat. Das Ganze ist auf den Nachweis eingestellt, daß der Inder, wenn überhaupt, dann seine eigene, indische Art der Christusverehrung haben will, und daß man diesem Volke Christus bringen müsse, aber ohne die europäische Umhüllung. Diese westliche Fassung lehnt das indische Volk energisch ab, aber Christus selbst, der unverhüllte, hat in den letzten Jahren dort einen unerhörten Siegeszug begonnen. Das Bemerkenswerte daran ist nebenbei dies, daß hier ein amerikanischer Missionsmann, der durchaus frei ist von

*) Als die große Verarmung einsetzte, bat er mich, ihm solche Verarmte zu schicken, die aus Geldnot eine dringende Operation nicht wagten.

**) Wie er für die deutsche Ehre eintrat, davon wurde vor einigen Jahren ein Beispiel erzählt, das den ganzen Mann charakterisiert. Eine Anzahl amerikanischer Freunde und Schüler hatte ihm in der Notzeit der Inflation eine namhafte Dollarspende geschickt, die zur Aufrechterhaltung der durch die allgemeine Not schwer bedrohten, von ihm herausgegebenen bedeutendsten ophthalmologischen Zeitschrift dienen sollte. Ehe Axenfeld diese Spende annahm, fragte er zuvor an, ob die Geber von jetzt an für die Wiederaufnahme der deutschen Sprache auf den internationalen wissenschaftlichen Kongressen eintreten würden. Als die Herren in ihrer Antwort andeuteten, daß sie zwar für ihn persönlich die höchste Verehrung hätten, aber seitdem Deutschland ... usw. — —, da nahm Axenfeld die Spende und sandte sie kurzer Hand zurück. Er hätte sie bitter nötig gehabt. Aber die deutsche Ehre stand ihm höher.

irgendwelchem doktrinären „Liberalismus", aus lebendigster, zwingender Erfahrung heraus, mit hinreißender Beredsamkeit für die Missionsmethode — des Ostasiatischen Missionsvereins (AEPMV) als die für diese alten Kulturvölker von Gott geforderte Art der christlichen Verkündigung eintritt: „nicht Christentum, sondern Christus allein, der ungefesselte, uneingeschnürte, lebendige Herr". Und zur selben Zeit, da dieses Buch von Stanley Jones in deutscher Übersetzung seinen Zug auch durchs deutsche Land machte, brachten es die dogmatischen Zionswächter im Deutschen Missionsbunde fertig, dem in jahrzehntelanger Arbeit im Osten bewährten, aber als „liberal" und darum „ungläubig" gebrandmarkten Ostasien-Missionsverein, als der Zusammenarbeit mit ihnen unwürdig, abzuweisen. Mit diesem Votum hat man auch einen Mann wie Theodor Axenfeld abgewiesen. ... Phil. 1,18.

Der Name Axenfeld wird in der deutschen Missionsarbeit längst mit Ehren genannt. Der frühere Missionsdirektor Karl Axenfeld war ein jüngerer Bruder des Heimgegangenen. Auch Theodor Axenfeld ist sozusagen „auf dem Missionsfelde geboren". Bei seiner Taufe in Smyrna hat ihm der Vater das Wort aus dem Sendschreiben an die Gemeinde zu Smyrna, Offenbarung Johannis Kapitel 2, mitgegeben: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Dieses Wort kam zu ihm zum zweiten Male am Traualtar. Zum dritten Male erklang es an seiner Bahre, und wer den Mann gekannt hat, fühlt es, wie deutlich dieses Taufwort ihn gestaltet hat, und daß es eine besondere Krönung dieses Lebens ist, daß der Name „Theodor", den ihm seine Eltern bei der Taufe gaben, eine so klare Verwirklichung gefunden hat: — daß dieser Mann von Ungezählten als *Θεοῦ δῶρον* als ein „Gottesgeschenk" erlebt werden konnte.

Es ist wohl wahr: die Christenheit braucht lebendige Gemeinden. Aber getragen müssen sie werden von lebendigen Zeugen des wahren Lebens, das in diese Welt des Sterbens gekommen ist. Es war für alle, die um Theodor Axenfelds Bedeutung wußten, immer eine tiefe Freude, ihn Sonntags in der evangelischen Gemeinde zu sehen, wo er nicht diesen oder jenen hören wollte, sondern das Wort und den Willen seines Herrn.

Es gibt keinen schöneren Ehrentitel in der Christenheit, als den, ein Zeuge gewesen zu sein, — ein Zeuge dafür, wie eng Ernst und Güte zusammengehören, weil sie in Gott zusammen sind, und zwar so, daß am Ernste alles hängt. Denn das ist das Wesen des Gottes, den Jesus ausstrahlt, daß es ihm mit seiner Güte unendlicher Ernst ist.

Freiburg Paul Jaeger

Ostasienmission und „Deutsch-Evangelischer Missionsbund

Vgl. Nr. 7 Sp. 355, Nr. 10 Sp. 499

1

Der Beschluß des Deutschen Evangelischen Missionsbundes, den Aufnahmeantrag der Ostasienmission abzulehnen, hat nicht nur vielfach Bedauern und Verwunderung, sondern zum Teil auch eine Entrüstung hervorgerufen, die sich in sehr abfälligen Urteilen über die mangelnde Liebe, die Engherzigkeit, den fehlenden Weitblick und die Inkonsequenz der älteren Gesellschaften Luft gemacht hat. Man spricht von dem schweren Unrecht, das der Ostasienmission angetan worden sei und das baldigst wieder gutgemacht werden müsse.

In diesem Zusammenhang sind mehrfach Professor D. Richter und ich mit Namen genannt worden, weil man unsere Haltung im besonderen Maße unverständlich fand. Da der ablehnende Beschluß einstimmig gefaßt worden ist, seien offenbar auch wir für ihn eingetreten. Das könne nur gegen unsere eigene Überzeugung geschehen sein, da wir früher die Annahme des Antrages empfohlen hätten. Dabei liegen irrige Vorstellungen über den Geschäftsgang zu Grunde. Die entscheidende Abstimmung geht nach den Satzungen des Bundes von den einzelnen zugehörigen Gesellschaften aus, nicht von den Mitgliedern des Missionsausschusses. Diesem lag nur die Mitteilung über das Ergebnis der Umfrage bei den Gesellschaften ob. Ich selbst könnte mich den zum Teil recht unerfreulichen Urteilen über meine Haltung, die soweit geht, daß man um ihretwillen der Berliner Mission die Freundschaft kündigen will, sehr leicht dadurch entziehen, daß ich auf meine Inspektionsreise nach Afrika verweise, die mich gerade während der entscheidenden Verhandlungen in Wiesbaden von der Heimat fernhielt.

Aber es liegt mir gar nicht daran, die Leser mit der Verteidigung von Persönlichkeiten zu behelligen. Was mich dazu veranlaßt hat, dem verehrten Herausgeber eine Beleuchtung der Vorgänge von unserer Seite aus anzubieten, ist der Eindruck, daß der Sache des kirchlichen Friedens gerade von denjenigen Schaden zugefügt wird, die das Verhalten des DEMB im Namen dieses Friedenswillens so scharf verurteilen. Die Ursache liegt offenbar darin, daß man ausschließlich auf das unerwünschte Ergebnis sieht, anstatt auch auf den Gang der Verhandlungen und die Beweggründe zur schließlichen Ablehnung, sonst könnte man unmöglich unter dem Eindruck stehen, daß hier der Mangel an christlicher weitherziger Liebe gesiegt hat, sondern müßte vielmehr feststellen, daß der Wille zur Verständigung, der Wille, überflüssige Zäune niederzureißen, bei dieser Gelegenheit in einem Maße getätigt worden ist, wie er vor einer Generation schwerlich möglich gewesen wäre. Vielleicht bin ich gerade deshalb, weil ich verhindert war, an den letzten Verhandlungen in Wiesbaden teilzunehmen, vorher aber mit den Vorgängen in allen ihren Einzelheiten vertraut gewesen bin, in der Lage, sachlicher über den Gang der Verhandlungen zu urteilen als Andere.

Um richtig zu urteilen, muß man zunächst auf das Verhältnis zwischen der Ostasienmission und den alten Gesellschaften achten, das vor diesem Antrag bestand. Niemand kann leugnen, daß unerfreuliche Spannungen vorlagen. Obwohl der AEPMV von Anfang an seine Tür für Mitarbeit aus verschiedenen kirchlichen und theologischen Lagern offenhielt und in D. Faber und Pfarrer Krantz Männer zu seinen Mitarbeitern zählte, die ihrer ganzen inneren Einstellung nach der altgläubigen Richtung angehörten, ist er doch tatsächlich mit dem Liberalismus der vergangenen Jahrzehnte in Theologie und Kirche aufs engste verbunden gewesen. Das kommt auch heute noch u. a. darin zum Ausdruck, daß Blätter wie das Protestantenblatt und Die christliche Welt*) die Ostasienmission im Unterschied von allen anderen als ihre Mission bezeichnen und behandeln — das Protestantenblatt in dem Maße, daß es seinen Lesern den Abbruch etwaiger Beziehungen zu den alten Missionen und die ausschließliche Unterstützung der Ostasienmission nahelegt. In der Schweiz, wo die Richtungsgegensätze heute be-

*) Die Geschichte der CW in ihren Beziehungen zur deutschen Heidenmission ist nicht uninteressant. Von unsrer Probenummer an (1886) hatten wir einen ausgezeichneten Spezialisten für sie an Pfarrer Paul, dem späteren Leipziger Missionsdirektor. Er verließ uns 1892 (Nr. 32 enthält seinen letzten Artikel), weil er wählen mußte zwischen der Mitarbeit bei uns und der Berner Missionskonferenz. Einen Ersatz für ihn fanden wir bis heute nicht. Für den AEMPB (die heutige Ostasienmission) habe ich mich persönlich schon in Sachsen interessiert (— 1892); näher trat sie mir in Frankfurt durch D. Ehlers. Ich gehörte dann auch eine Weile dem weiteren Vorstande an. Die Beziehungen zwischen AEPMV und CW wurden engere, je mehr die CW sein Schicksal teilte. Und die CW war froh, wenigstens von dieser Seite Beiträge zu erhalten, durch die sie doch ihr Interesse am Missionswerk andauernd dokumentieren konnte. Je schwerer die Ostasienmission um ihre Anerkennung bei den anderen Missionen ringt, desto treuer werden wir zu ihr halten. Aber dies ganz beiläufig.
D H

kanntlich schärfer sind als im allgemeinen in Deutschland, sind auch die Gegensätze zwischen der Ostasienmission und den alten Gesellschaften schärfer. Aber auch in Deutschland fehlen sie nicht. Es ist ein Irrtum, wenn vielfach angenommen wird, daß die polemische Stellung nur auf Seiten der alten Gesellschaften bestand. Sowohl die Berliner Mission als ich persönlich sind von der anderen Seite recht scharf angegriffen worden — obendrein auf Grund irriger Voraussetzungen. Ich darf ehrlich sagen, daß wir der Polemik soweit als irgend möglich aus dem Wege gegangen sind, auch zu allerlei ungerechten Angriffen von der anderen Seite geschwiegen haben. Die Darstellung, daß der Verein beständig von den alten Gesellschaften angegriffen werde und darunter eine Art von Martyrium trage, bringt schwerlich ein objektives Bild des Tatbestandes. In den letzten Jahren gingen die Schärfen freilich mehr von den Freunden der Ostasienmission als von deren Leitung aus, wurden aber von dieser auch nicht zurückgewiesen.

Als daher der Antrag der Ostasienmission auf Aufnahme in den Bund kam, löste das zuerst auf unserer Seite keine geringe Verwunderung aus. Doch sagten wir uns, daß es aufs freudigste zu begrüßen sein würde, wenn den mancherlei Reibungen auf diese Weise der Boden entzogen werden könnte. Und auch auf unserer Seite ist der Wunsch sehr weit verbreitet, daß die deutsche evangelische Mission nicht gespalten und uneins, sondern in brüderlicher Einigkeit dastehen möchte. Da wir uns außerdem dessen wohl bewußt sind, daß auch auf unserer Seite der anderen Mission gegenüber mancherlei gefehlt worden ist, entschlossen wir uns, so weit entgegenzukommen, als es irgend mit unseren Anschauungen zu vereinbaren sein sollte. Als mir der Auftrag wurde, zur Klärung der Lage einen Überblick über Geschichte und Gegenwart des Vereins zu geben, versuchte ich daher so objektiv als möglich zu sein und vor allem nichts zurückzuhalten, was irgend zu Gunsten des Antrags sprechen konnte. Ob mir das gelungen ist, darüber habe ich nicht zu urteilen. Auf Grund dieser Darstellung fand innerhalb des Missionsbundes eine Aussprache statt, bei der auch diejenigen, die der Ostasienmission innerlich vielleicht am fernsten standen, sich dem Versuche, zu einer Einigung zu kommen, nicht entziehen wollten und ihr — wenigstens vorläufiges — Verbleiben bei dem Bunde versprachen, wenn bei einer Aussprache mit den Führern der Ostasienmission die Gemeinsamkeit in den Grundfragen deutlich geworden wäre.

Diese Aussprache fand dann gelegentlich einer Tagung des Missionsausschusses (DEMA), der ja den DEMB vertritt, in Leipzig statt. Die kurze schriftliche Erklärung der Ostasienmission bei Gelegenheit ihres Aufnahmeantrages, daß sie auf dem Boden der Satzungen des Bundes stünde, konnte eine solche Aussprache nicht überflüssig machen. Denn in welcher Weise die Zustimmung zu dem Bekenntnisparagraphen*) am Anfang unserer Satzungen gemeint war, blieb darum zweifelhaft, weil sehr anders lautende Äußerungen führender Persönlichkeiten des Vereins aus jüngster Zeit vorlagen, weil Andere erklärten, daß man diese Worte ebenso umdeuten könne, wie man ja auch Paulinische Ausdrücke ins Moderne umdeute, und weil Blätter wie das Protestantenblatt, das dem Verein sehr nahesteht und ihn stets mit Unterstreichung als „unsere Mission" bezeichnet, den Antrag des Vereins damit begründete, daß die alten Gesellschaften sich gewandelt hätten und auf den Boden des AEPMB getreten seien. Der DEMB will kein bloßer Zweckverband sein und hat bisher seine Kraft darin gehabt, daß sich in ihm Männer und Frauen recht verschiedener Färbung doch auf Grund der gleichen Auffassung von Evangelium und Offenbarung zu einer Gemeinschaft zusammengefunden haben, in der man einander vertraut, miteinander wirkt, Reibungen, die auch hier auftreten, überwindet, unter dem Gesichtspunkt, daß wir im Innersten und im Wesentlichen eins sind. Daß sich unsere Meinungen im Einzelnen gegen früher vielfach gewandelt haben, leugnen wir nicht. Wir würden aber gegen unser besseres Wissen und unsere innerste Überzeugung handeln, wenn wir durch die Annahme jenes Aufnahmeantrags hätten bekunden sollen, daß wir uns zu dem Standpunkt von D. Buß*) hinüber entwickelt hätten. Dies Mißverständnis konnte um so leichter entstehen, als in den Veröffentlichungen der Ostasienmission, besonders solchen aus der Schweiz, gerade in der letzten Zeit mehrfach ausgeführt wurde, daß sich Buß' Grundgedanken alle bewährt und bei den alten Missionen im wesentlichen durchgesetzt hätten. Wenn also der Zutritt des Vereins nicht von vorneherein mit Unklarheit und Unwahrhaftigkeit und daher mit Mißtrauen und Unsicherheit belastet werden sollte, so war eine persönliche Aussprache unerläßlich. Der dahingehende Vorschlag des DEMB war wirklich das Äußerste, was bei Lage der Dinge mit Wahrhaftigkeit von unserer Seite getan werden konnte.

Bei der Aussprache in Leipzig, deren Einzelheiten auf beiderseitigen Wunsch unter Vertraulichkeit gestellt worden sind, gab es auf unserer Seite die freudige Überraschung, daß wir uns mit den vier Herren, die den Verein vertraten, und zwar besonders mit Herrn Professor D. Witte, in den theologischen und missionarischen Grundfragen viel einiger fühlten, als wir das erwartet hatten. Eine Darstellung, die ich von dem Sinn unseres Bekenntnisparagraphen gab, und der die Mitglieder des Ausschusses ohne Einschränkung zustimmten, fand auch bei den beiden genannten Herren volle Zustimmung. Wir hatten den Eindruck, daß wir uns in den wesentlichen Dingen wirklich verstanden und ehrlich in einer Gemeinschaft, wie es der Deutsche Evangelische Missionsbund sein will, zusammen arbeiten könnten. Wir wußten aber, daß bei der Zusammensetzung des DEMB, in der recht verschiedene Färbungen theologischer und kirchlicher Art vertreten sind, nicht genügen würde, die Bedenken bei Seite zu räumen, wenn nur die wenigen Mitglieder des Ausschusses erklärten, daß sie sich von dem nötigen Grade von Gesinnungsgemeinschaft überzeugt hätten. Unser Eindruck beruhte nicht nur auf den Worten, die gesprochen wurden, sondern auch auf der offenen und herzlichen Art, mit der beide Herren die Situation und ihre persönliche Stellung darlegten. Wir hofften zuversichtlich, daß in dem größeren Kreise des DEMB derselbe Eindruck entstehen werde und durch diese gewiß den Gesetzen des Reiches Gottes entsprechende Art des Eindrucks von Person zu Person diejenige Voraussetzung geschaffen werden könnte, die zu einer wahrhaftigen und aufrichtigen Gemeinschaft im Missionsbunde erforderlich war. Zu einer solchen persönlichen Berührung im DEMB war um so mehr Anlaß, als unter den gewählten Ausschußmitgliedern drei Direktoren, nämlich die von Basel, Barmen und Hermannsburg, wegen ihrer Abwesenheit zu Visitationsreisen bei der Aussprache in Leipzig gefehlt hatten. Was wäre gewonnen, wenn durch Mehrheitsbeschluß die Ostasienmission aufgenommen worden wäre, dafür aber wertvolle Glieder des bisherigen Bundes sich

*) Dieser § 2 lautet: „Der Deutsche Evangelische Missionsbund ruht auf der Glaubensüberzeugung, daß allein dem von der Heiligen Schrift bezeugten Evangelium von Jesus Christus, dem um unserer Sünde willen gekreuzigten und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckten Sohne des lebendigen Gottes, die Kraft zur Rettung und Erneuerung der Welt innewohnt." D H

*) Das 1876 erschienene Buch von Pfarrer Ernst Buß in Glarus „Die christliche Mission, ihre prinzipielle Berechtigung und praktische Begründung" ist eine der markantesten Erscheinungen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und noch heute lesenswert, ebenso merkwürdig durch das Veraltete darin wie durch das, was sich bewährt hat. D H

von ihm zurückgezogen hätten! Die Herren der Ostasienmission hatten es selbst betont, daß es ihre Absicht nicht sein könne, den Missionsbund zu sprengen.

So kam es zur persönlichen Aussprache bei der Tagung des Missionsbundes in Wiesbaden im Herbst 1929. Ich habe an ihr, wie gesagt, nicht teilnehmen können. Die Berichte darüber lauten indessen übereinstimmend so, daß die Hoffnung, die wir in Leipzig gehabt hatten, sich nicht erfüllt hat. Der Eindruck war in Wiesbaden ein vollkommen anderer als in Leipzig. Das kann nicht nur daran gelegen haben, daß in diesem größeren Kreise naturgemäß auch schärfere, konservativere Standpunkte zur Geltung kamen. Denn es wurden offensichtlich auch von den Herren der Ostasienmission Gesichtspunkte geltend gemacht, die in Leipzig gefehlt hatten. Während wir damals überzeugt waren, daß man den Anschluß nicht mit der Begründung suche, daß die alten Gesellschaften sich zu dem Standpunkt des AEPMW hinüber gewandelt hätten, sondern deshalb, weil der theologische Standpunkt der Leiter der Ostasienmission sich dem der alten Gesellschaften in unerwartetem Maße genähert hatte, wurde jetzt einmal geltend gemacht, daß innerhalb der Missionsgemeinschaft doch „die Gleichberechtigung der Richtungen" zur Geltung kommen müsse, und anderseits die Behauptung aufgestellt, daß die bisherigen Missionare des Vereins doch auf demselben Standpunkt gestanden hätten, wie die alten Gesellschaften. Es wurde auch der vergebliche Versuch gemacht, nachzuweisen, daß eine der alten Gesellschaften einen besonders radikalen Vertreter der Ostasienmission in ihre Leitung habe hineinziehen wollen. Diese Gedankengänge konnten auf unserer Seite wirklich nicht bejaht werden. Ich persönlich zweifle nicht daran, daß die Missionare der Ostasienmission, auch abgesehen von Faber und Krantz, wertvolle, tüchtige und treue Arbeit getan haben, und ich habe das auch schriftlich und mündlich immer wieder hervorgehoben. Aber daß sie einen anderen Standpunkt vertreten als den, den unser Bekenntnisparagraph aussprechen will und den wir vor allem in den alten Gesellschaften seit Generationen vertreten haben, ist wirklich unleugbar.

Es ist sehr begreiflich, daß unter solchen Umständen die Bedenken derer starke Nahrung bekamen, die da meinten, die grundlegenden Auffassungen über das Wesen des Evangeliums und den Sinn der Missionsarbeit seien auf beiden Seiten doch sehr viel verschiedener, als es nach den Verhandlungen in Leipzig geschienen hätte. Wenn auch Viele der Meinung waren, daß ein Mann wie Professor Witte in den Kreisen der alten Gesellschaften nicht als Fremdkörper empfunden werden würde, so mußte es nach alledem doch sehr viel zweifelhafter erscheinen, ob von der Ostasienmission in ihrer Gesamtheit dasselbe gesagt werden könne. Daß auch in den Kreisen der Ostasienmission selbst beträchtliche Bedenken gegen den Antrag bestanden, war wohl bekannt. Man fragte sich, ob es richtig sei, der Vereinigung zuzustimmen, wenn dieser Schritt im wesentlichen auf eine, wenn auch die zur Zeit führende Persönlichkeit, sich gründe. Das war um so schwieriger, als D. Witte, wie es scheint, in Wiesbaden sozusagen nicht „einen glücklichen Tag gehabt" hat und auch ihm gegenüber diejenigen, welche ihn weniger gut kannten, beträchtliche Bedenken behalten mußten.

Hätte es sich um die Frage gehandelt, ob die christliche Liebe groß genug sei, um auch andere Meinungen zu ertragen, oder ob man weitherzig genug sein könne, um in unwesentlichen Dingen Freiheit walten zu lassen, so würde ganz ohne Zweifel der Beschluß anders ausgefallen sein. Denn die Meisten unter uns, wenn nicht Alle, hätten mit Freuden einem Schritt zugestimmt, der das Kennzeichen der Versöhnlichkeit an sich trug und Spannungen aus dem deutschen Missionsleben beseitigte — wenn es irgend mit der Wahrhaftigkeit in Einklang zu bringen gewesen wäre.

Hier aber lag der Kern der Schwierigkeit. Die Aufnahme des Vereins in den Bund würde bedeutet haben, daß die alten Gesellschaften der Überzeugung seien, das Verständnis des Evangeliums sei auf beiden Seiten im Wesentlichen dasselbe. Nach der Aussprache in Wiesbaden war das unmöglich. Es besteht vielfach die Vorstellung, als ob Weitherzigkeit in dem Geltenlassen verschiedener Richtungen nirgends so weit am Platze sei, wie in der Mission, weil dort am ehesten das Unwesentliche hinter dem Wesentlichen zurücktreten könne, und weil alle Missionsarbeit doch vor allem von dem Liebesgebot beherrscht sein müsse. Beides trifft gewiß zu, und wenn die Ablehnung des fraglichen Antrages einem Mangel an liebevoller Weitherzigkeit zugeschrieben werden müßte, so stünde jener Beschluß sicherlich unter dem Gericht Gottes. Es ist auch wahr, daß in der Mission das Wesentliche stärker im Vordergrund stehen muß, als vielfach sonst. Nur handelt es sich bei dem Wesentlichen doch eben gerade um die Botschaft, die wir auszurichten haben, also um das Verständnis des Evangeliums, und wer das Missionsfeld und seine Probleme von heute kennt, der weiß, daß Klarheit in Bezug auf die Botschaft heute notwendiger ist als je zuvor. Die Jerusalemkonferenz und Manches, was nachher gekommen ist, hat gezeigt, daß die deutschen Missionen auf diesem Gebiete eine besondere Aufgabe zu erfüllen haben, die dadurch noch schwieriger ist, daß sie quantitativ weit in der Minorität stehen. Sie können ihre Aufgabe nur lösen, wenn sie wenigstens unter sich in den wesentlichen Dingen ganz einig sind. Es mag sein, daß Andere darüber anderer Meinung sind. Nur das sollte man den alten Gesellschaften nicht absprechen, daß ihr ablehnender Beschluß nicht in Mangel an Liebe oder Weitherzigkeit begründet war, sondern in der Rücksicht auf Wahrhaftigkeit.

Man hat in dem abschließenden Brief des Ausschusses an die Ostasienmission in besonderem Maße unfreundliche Formulierungen gefunden. Das gilt namentlich dem Schlußsatz: „Es ist uns ein tiefer Schmerz, daß die Spaltung im deutschen Missionsleben weiterbesteht und wir Menschen sie nicht zu beseitigen vermögen. Daß Gott selbst ein Neues schaffe und diesen Riß zur rechten Stunde heile, ist unser aufrichtiges Anliegen." Man schreibt darüber, als seien das Phrasen, da es ja doch ganz in der Hand des DEMW gelegen hätte, die Spaltung zu beseitigen, und als sei der Hinweis auf Gottes Tun nur eine Ausflucht, um sich einer unsympathischen Pflicht zu entziehen. Aber wirklich! Nichts kann verkehrter sein als das. Es sollte zum Ausdruck kommen, daß wir es als ein besonderes Zeichen bedauerlicher eigener Ohnmacht betrachten, wenn wir den Weg zueinander nicht finden. Wenn aber Menschen keinen Ausweg finden, haben sie noch das Recht, darauf zu hoffen, daß Gott Tatsachen schaffen wird, die ein Zusammengehen möglich machen. Das wollten wir im Sinn einer Hoffnung und eines Wunsches aussprechen. Wenn aber in der Zeitungsaussprache, die sich an diese Vorgänge angeschlossen hat, das Motiv der Wahrhaftigkeit bei den alten Gesellschaften verkannt und geleugnet und alles auf den Mangel an brüderlicher Gesinnung geschoben wird, dann wird die Meinung, daß zwischen den Kreisen der alten Gesellschaften und denen der Ostasienmission keine wirkliche Übereinstimmung in wesentlichen Grundfragen herrsche, nur neue Nahrung bekommen.

Berlin Siegfried Knak

2

Zu den Ausführungen von D. Knak erlaube ich mir, Folgendes darzulegen.

Ich will zunächst gern bezeugen, daß D. Knak seit Beginn der Ausgleichsverhandlungen ernstlich bemüht gewesen ist, die Verhandlungen zu einem positiven Abschluß zu bringen. Das beweist fraglos auch der von D.

Knak geschriebene, von ihm erwähnte ausführliche Aufsatz in der „Neuen Allgemeinen Missions-Zeitschrift" über die Ostasienmission. Ob D. Knak in diesem Aufsatz der Ostasienmission in allem voll gerecht geworden ist, bleibe dahingestellt. Aber sein Bemühen darum und seine starke positive Würdigung der Arbeit der Ostasienmission ist anerkennenswert und hat sicher einer Verständigung gut vorgearbeitet.

Was die Spannung und Polemik in der Vergangenheit anlangt, so gibt D. Knak zu, daß auch von Seiten der anderen Missionen der Ostasienmission gegenüber mancherlei gefehlt worden ist. Ich kann nur bezeugen, daß wir unter zahllosen Angriffen, vor allem vieler großer und kleiner kirchlicher Blätter, die den anderen Missionen nahestehen, schwer gelitten haben. Daß auch von uns befreundeten Blättern manches Wort geschrieben worden ist, was den anderen Missionen Unrecht tat, will ich gern zugeben. Zurückgewiesen haben aber auch die anderen Missionen solche ungerechten Angriffe auf uns nicht. Eine Aufrechnung dieser vergangenen Dinge, wo mehr, wo weniger Schuld liegt, ist zwecklos, wenn man für die Zukunft eine Verständigung ins Auge faßt und für wünschenswert hält.

Wir haben es durchaus verstanden, daß der Missions-Ausschuß eine Aussprache mit uns wünschte über den Sinn, in dem wir den Bekenntnisparagraphen (§ 2) des Missionsbundes angenommen hätten. Diese Aussprache fand im Februar 1929 in Leipzig statt. Unsere Mission war durch D. Habicht, Pfarrer Dr. Junge-Hamburg, Pfarrer Henckel-Breslau und mich vertreten. Wir vier Vertreter der Ostasienmission konnten aus ganzem Herzen der Auslegung des § 2 zustimmen, die dort D. Knak im Namen des Missions-Ausschusses gab. In einer gemeinsamen Presseerklärung kam darauf klar und deutlich zum Ausdruck, daß wir Vertreter der Ostasienmission den § 2 so deuteten wie die anderen Missionen. Im Juni 1929 hat auf unserer Jahresversammlung in Breslau unser Zentralvorstand diese unsere Haltung gebilligt und dieser Deutung des § 2 gleichfalls zugestimmt. Daß einzelne Mitglieder des Vorstandes anders urteilen, soll nicht geleugnet werden. Maßgebend für die anderen Missionen aber konnte und mußte doch einzig und allein die Tatsache sein, daß die leitende verantwortliche Instanz der Ostasienmission, der Zentralvorstand, mit großer Mehrheit sich zu dem Glaubensstandpunkt des § 2 offen und rückhaltlos bekannte, in dem Sinne, in dem die anderen Missionen ihn auslegten.

Wenn nun einzelne Freunde der Ostasienmission sich zu dem § 2 in anderer Weise geäußert haben — mir ist nur eine solche Äußerung bekannt —, so konnte der Zentralvorstand das nicht hindern. Das ändert ja aber auch gar nichts an der Tatsache, daß der Zentralvorstand im Namen der ganzen Ostasienmission sich zu dem § 2 in dem geschilderten Sinne verantwortlich bekannt hat. An diesem Bekenntnis hält die Ostasienmission selbstverständlich auch heute fest.

Wir haben es auch durchaus verstanden, daß man trotz des so befriedigenden Verlaufs der Aussprache in Leipzig eine weitere Aussprache in dem größeren Kreise des Missionsbundes wünschte. Wir haben uns sofort dazu bereit erklärt. Die Aussprache wurde auf den Oktober 1929 für Wiesbaden verabredet.

Ehe es jedoch zu dieser Aussprache kam, erhielt ich zu meiner Überraschung einen Brief von Professor D. Schlunk, dem Vorsitzenden des Missions-Ausschusses und des Missionsbundes, in welchem er uns nahelegte, wir möchten unseren Antrag um Aufnahme in den Missionsbund zurückziehen, da wenig Aussicht bestehe, daß er angenommen werde. Offenbar hatten sich also doch einige einflußreiche Missionen zu D. Schlunk dahin geäußert, daß sie gegen unsere Aufnahme stimmen würden. Das ablehnende Urteil dieser Missionen stand also trotz unsrer Zustimmung zu dem § 2 fest, und zwar schon vor der Aussprache in Wiesbaden!

Wir hatten keinen Grund, unseren Antrag zurückzuziehen. So kam die Aussprache in Wiesbaden zu Stande.

Die Aussprache in Wiesbaden fand zu unserer Überraschung nicht nur vor den Mitgliedern des Missionsbundes statt, sondern vor einer großen Versammlung; man hatte also, ohne uns das mitzuteilen, eine große Zahl anderer Missionsfreunde der anderen Missionsgesellschaften hinzugezogen. Wir waren aufgefordert worden, zwei Vertreter zu entsenden. Anwesend waren unser Präsident D. Habicht und ich. Es wäre doch wohl gerecht gewesen, wenn man, da man einen erweiterten Kreis von Missionsfreunden der anderen Gesellschaften hinzuzog, auch einer größeren Zahl unserer Freunde Gelegenheit gegeben hätte, den Verhandlungen beizuwohnen.

Nachdem D. Habicht die Aufrichtigkeit und den Ernst unserer Zustimmung zu dem § 2 nochmals unterstrichen hatte, habe ich in einem längeren Vortrag das Thema behandelt: „Was veranlaßt die Ostasienmission zur Bitte um Aufnahme in den DEMB?" Ich habe unsere Gründe eingehend dargelegt, habe unsere Arbeit in Vergangenheit und Gegenwart geschildert und habe unter anderem dabei ausdrücklich betont, daß sich manche Ideen von D. Buß nicht bewährt haben, daß anderes von ihm Gesagte längst durch die Entwicklung überholt sei, und daß unsere Mission sich in den 45 Jahren ihres Bestehens selbstverständlich in vielem gewandelt habe.

Auf den Inhalt meines Vortrages ist keiner der Redner der anderen Missionen auch nur mit einem einzigen Wort eingegangen. Diese Redner haben vielmehr zwei neue Forderungen an uns gestellt.

D. Schomerus von der Hermannsburger Mission hat gefordert, da wir durch unser Bekenntnis zu dem § 2 zu der gläubigen Theologie (sic!) Ja gesagt hätten, so müßten wir nun auch noch Nein sagen zu der ungläubigen Theologie. Ich habe darauf geantwortet: 1. Die Satzungen des DEMB forderten eine Zustimmung zu einer Glaubensüberzeugung, nicht zu einer Theologie und forderten nicht eine Absage irgendwelcher Art. Eine Erklärung abzugeben, die über die Satzungen hinausgehe, hätten wir keine Veranlassung. 2. Angesichts der heutigen theologischen Lage sei es absolut unmöglich und ungerechtfertigt, die Theologie in eine gläubige und eine ungläubige zu scheiden. Das sei ein völlig überholter Standpunkt. Wenn man z. B. die heutigen, deutschen Dogmatiker nach diesen Kategorien rubrizieren wolle, stoße man auf unlösliche Schwierigkeiten.

D. Hartenstein und ein Pfälzer Pfarrer von der Basler Mission haben gefordert, wir müßten uns von den kirchlich-liberalen Kreisen scheiden. In der Schweiz gebe es zwei Kirchen, eine Kirche des Glaubens und eine Kirche des Unglaubens, die nur äußerlich einen Kirchenverband bildeten. Solange in der Schweiz die Ostasienmission von der Kirche des Unglaubens unterstützt werde, könne es zwischen der Basler Mission und der Ostasienmsision keine Gemeinschaft geben. Der Pfälzer Pfarrer äußerte sich ähnlich in Bezug auf die Pfalz. Außerdem hat D. Hartenstein erklärt, daß man doch in der Ostasienmission tiefgreifende, innere Wandlungen spüren müsse, wenn sie jetzt dem § 2 zustimme. Von solchen Wandlungen sei in der Ostasienmission nichts zu merken.

Zu dem letzten Punkt hat D. Habicht Folgendes ausgeführt: Was wir persönlich in unserem Inneren erlebten und was die Ostasienmission in dieser Sache in ihrem eigenen Kreise durchzukämpfen habe, das sei nicht Sache Außenstehender. Der Zentralvorstand der Ostasienmission habe sich ernst und ehrlich zu dem § 2 bekannt. Er bitte herzlich darum, daß der Missionsbund Vertrauen zu der

Ostasienmission habe. Wohl werde es noch mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden geben, aber gerade in der Zusammenarbeit mit den anderen Missionen würden diese am besten überwunden werden. Der Ostasienmission sei es ein dringendes Anliegen, mit den anderen Missionen in einem Geist zusammenzuarbeiten.

Ich habe zu der ersten Forderung D. Hartensteins und des Pfälzer Pfarrers Folgendes ausgeführt: Die Ostasienmission sei keine liberale Mission. Sie habe Freunde in vielen kirchlichen Gruppen. Von den kirchlich-liberalen Kreisen aber könnten und wollten wir uns nicht trennen. Diese seien uns treue und aufopfernde Helfer in unserer Mission. Die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, mit der zahlreiche Vertreter dieser Kreise in unserem Vorstand dem § 2 zugestimmt hätten, dürfe man doch nicht anzweifeln. Außerdem würden ja aber auch die anderen Missionen von zahlreichen liberalen Pfarrern aufopfernd unterstützt. Von D. Hartensteins und des Pfälzer Pfarrers Standpunkt aus müßten die anderen Missionen es konsequenterweise ablehnen, sich von liberalen Pfarrern helfen zu lassen. Hunderte von liberalen Pfarrern seien zugleich mit den Freunden anderer Missionen Mitglieder der Missionskonferenzen, in denen man doch auch miteinander bete. Diese Konferenzen als christliche Gemeinschaften zweiter Klasse hinzustellen, in denen es auf gemeinsamen Glaubensgrund nicht ankomme, das gehe nicht an. Die Berliner Mission habe gern eine Zusammenarbeit mit Professor Albert Schweitzer in die Wege leiten wollen. Schweitzer aber sei doch ein ganz radikalliberaler Theologe. Missionsdirektor D. Axenfeld von der Berliner Mission habe mehrfach Aufsätze in der „Christlichen Welt" veröffentlicht. Wenn aber wir in diesem Blatt schreiben, und dies Blatt für uns eintrete, mache man uns das zum Vorwurf. Von D. Hartensteins und des Pfälzer Pfarrers Standpunkt aus müßten die anderen Missionen konsequenterweise zu einer Regierung unserer Kirchen als wirklicher christlicher Kirchen kommen. In Wirklichkeit stützten sich die anderen Missionen genau wie wir auf diese Kirchen, in denen auch liberale Pfarrer und Kirchen-Obere einen maßgebenden und segensreichen, christlichen Einfluß ausübten. Ich sei gern bereit, zur weiteren Klärung jede gewünschte Auskunft zu geben.

Zu D. Habichts und meiner starken Verblüffung wurde jedoch ohne weitere Aussprache der Abend, nach unserem Urteil vorzeitig und ganz abrupt, von D. Schlunk unter Betonung der vorhandenen Schwierigkeiten geschlossen.

Ich muß über den Abend leider noch dies sagen: So freundlich und geradezu herzlich die Aussprache in Leipzig verlief, so unfreundlich war die Art, in der die beiden Vertreter der Basler Mission geredet haben. Da fehlte jede auch nur allgemein-menschliche Liebenswürdigkeit. Ich kann es nicht anders sagen: Es war der Ton eines unfreundlichen Anklägers gegen einen böswilligen Verbrecher. Kein Vertreter der anderen Missionen, auch nicht die Teilnehmer an der Besprechung in Leipzig, hat ein einziges Wort zur Verständigung oder der Mißbilligung dieses überaus unfreundlichen Tones gesagt. Leider war D. Knak nicht anwesend. Ich glaube, er hätte eingegriffen, um wenigstens einen anderen Geist in die Aussprache zu bringen. Wäre D. Knak dabei gewesen, so hätte er über Wiesbaden auch Anderes geschrieben, als er es in seinem obigen Aufsatz tut. Wenn man in Wiesbaden an einigen Sätzen, die D. Habicht und ich gesagt haben, Anstoß nahm, warum sagte man es nicht dort? Wir waren ja zur Aussprache gekommen! Jetzt, nachträglich, übt man an einzelnen Sätzen Kritik. In Wiesbaden hat zu D. Habichts und meinen Ausführungen, die diese, übrigens mißverstandenen, Sätze enthielten, Niemand mehr das Wort genommen. Warum nicht? Dann wäre sofort vieles geklärt worden.

Daß man „einen besonders radikalen Vertreter der Ostasienmission", nicht in die Leitung, wohl aber in einen großen Ortsvorstand einer der anderen Missionen einzutreten aufgefordert hat, diese Behauptung halte ich aufrecht. Dieser Herr hat mir seinerzeit diese Tatsache selbst schriftlich mitgeteilt.

Ob alles, was D. Habicht und ich in Wiesbaden gesagt haben, richtig und überzeugend war, wie soll ich das beurteilen? Aber es hat ja auch Niemand nach unseren Antworten an die Diskussionsredner überhaupt mehr das Wort ergriffen; man hätte ja Einspruch erheben und Klärung fordern und geben können.

Das Entscheidende war aber auch gar nicht das, ob wir in diesem oder jenem Punkt Recht oder Unrecht hatten, sondern dies: ob man Vertrauen hatte zu dem Ernst und der Ehrlichkeit der Zustimmung unseres Zentralvorstandes zu dem § 2. Ich kann nur erneut betonen: Diese unsere Zustimmung ist ernst, vollkommen aufrichtig und vollgültig. Daß man trotzdem unserer Mission die Aufnahme verweigert hat, darin sehe ich ein Unrecht und ein Unglück für die heimische Missionswelt. Die Spannungen, die durch die Zustimmung unseres Vorstandes zu dem § 2 in unserer Mission selbst entstanden waren, zu überwinden, das war unsere Aufgabe. Unter Hinweis darauf die Aufnahme abzulehnen, wie es geschehen ist, das ging über die Kompetenzen des Missionsbundes hinaus. Diesem mußte es genügen, daß unser Vorstand erklärt hatte: Wir stimmen dem § 2 in dem Sinne voll zu, in dem man ihn uns ausgelegt hat.

Man hat uns das Vertrauen nicht geschenkt. Man hat teilweise das ablehnende Urteil schon fertig gehabt, ehe man uns gehört hatte! Jetzt ist es schwer, die Kluft zu überbrücken. Die Ostasienmission kann ja nicht mehr tun, als erneut betonen: Wir stehen zu unserer Zustimmung zum § 2. Vielleicht, daß aus dem beiderseitigen Freundeskreis ein Weg gefunden wird, der doch zu einer Vereinigung führt.

Berlin Johannes Witte

Erich Haupt über die Fakultätenfrage

Es ist doch nicht ohne Wert, sich zu vergegenwärtigen, wie unsre Väter sich mit denselben Problemen herumgeschlagen haben, die uns zu schaffen machen. Die Probleme lagen damals anders und die Methoden, mit denen man ihnen zu Leibe ging, waren andre. Aber genug des Gemeinsamen, genug des Lehrreichen.

D. Erich Haupt, gestorben 1910 als allgemein verehrter Professor für Neues Testament in Halle, hat vor fünfzig Jahren ernste Worte zur Fakultätenfrage gesagt. Wir haben schon in voriger Nummer auf die Schrift hingewiesen: „Die Kirche und die theologische Lehrfreiheit" (Kiel, Ernst Homann 1881. 64 S.). Man darf in ihr keine direkte Antwort suchen auf die Sorgen, die uns bewegen. Das Verhältnis der theologischen Fakultäten zur „Kirche" ist heute durchgängig ein andres als damals, darum eben liegt heute die Lösung nicht in der negativen Lösung Haupts, sondern in der Befestigung der positiven Beziehung zwischen beiden, ihrer Arbeits- und Interessengemeinschaft. Aber der von aller Angst um sureté freie Standpunkt des frommen Mannes wirkt erquickend.

Die folgenden Auszüge finden sich S. 25—32.

Früher ist es in der Tat so gewesen, daß die Fakultäten nicht minder wie der praktische Geistliche Mund der Kirche waren. Das ist schon lange nicht mehr der Fall *) und, so sehr zu wünschen wäre, daß der Ertrag der theologischen Wissenschaft wieder mit dem evangelischen Glauben übereinstimmte, ist dies Ziel doch auf keine Weise zu erzwingen **). Wenn die Kirche Eigentumsrecht

*) Dies eben hat sich sehr zum Besseren verändert. D H

**) Es fragt sich, was man Übereinstimmung nennt. Aber wir verzichten lieber auf weitere Anmerkungen. Die Sperrungen sind sämtlich von uns. D H

an den Fakultäten geltend machen will, kann sie von der Forderung nichts ablassen, daß alles, was in denselben verlautet, ihrem Bekenntnis gemäß sei. Kann sie diese Forderung nicht durchsetzen — und ich glaube gezeigt zu haben, daß es schlechterdings unmöglich ist — so muß sie auf jenes Eigentumsrecht verzichten; sie muß den Fakultäten völlige Selbständigkeit gewähren mit der ausdrücklichen Aussage, daß sie für deren Lehre in keiner Weise irgendeine Bürgschaft übernimmt und sie in keiner Weise als ihren Mund betrachtet; sie muß das aber in der gewissen Zuversicht, daß schließlich die Wissenschaft auf ihrem Wege mit dem Glauben der evangelischen Kirche und dieser mit jener in Übereinstimmung kommen muß. Es würde dann, um ein früher von mir gewähltes Bild zu gebrauchen, die theologische Wissenschaft den Arbeitern am salomonischen Tempel gleichen, welche, weil es dabei ohne den Lärm nicht abging, der für die heilige Stätte sich nicht ziemte, abseits ihr Werk treiben mußten. Aber was ihrer Arbeit Frucht war, diente doch dem Heiligtum.

Daß eine solche Ausscheidung der theologischen Wissenschaft aus dem Organismus der Kirche sehr bequem für die Kirche wäre, liegt am Tage. Nicht nur weil die Kirche jeder Verantwortung ledig wäre, sondern auch weil sie auf diese Weise ohne jede Sorge um die Lösung des Widerspruchs zwischen der Freiheit, welche die Wissenschaft, und der Gebundenheit, welche die Kirche fordert, die Vorteile jener Freiheit genießen könnte. Von kirchlichem Glaubensstandpunkt gemessen kann man fragen, ob ein negativer Theologe noch als Lehrer dieses Glaubens gelten kann. Aber schließlich ist doch auch die sogenannte negative Theologie von Vorteil gewesen, nicht nur durch die siegreiche Bekämpfung, sondern weil sie selbst Wahrheitsmomente vertrat. Welcher Theologe ist nicht der Tübinger Schule, und vor allem ihrem Begründer und seinem Schüler Holsten, zu großem Dank verpflichtet? Daß die positive Theologie bei solcher Freigebung der Fakultäten gelegentlich ausstürbe, ist nicht zu fürchten. Denn solange die Kirche noch nicht selbst ausgestorben ist, solange stirbt auch die kirchliche Wissenschaft nicht aus.

Aber so bequem dieser Standpunkt für die Kirche wäre, so innerlich undurchführbar ist er. Denn die wissenschaftliche Theologie in den Fakultäten wirkt doch, wenn beide auch rechtlich sich scheiden, auf die Kirche zurück, weil ihre Jugend dort gebildet wird. Nun könnte man zwar sagen, eben diese völlige Freiheit der theologischen Wissenschaft sei die rechte Schule, um zur Selbständigkeit zu kommen. Nicht zum Nachsprechen, sondern zu eigner Arbeit solle ja erzogen werden. Es stehe hier nicht anders wie mit der akademischen Freiheit überhaupt. Zweifelsohne sei in dieser die Möglichkeit des Mißbrauchs, einer sehr verhängnisvollen Verschwendung der Studienzeit, einer dauernden Schädigung des Charakters gegeben. Dennoch halten wir den Gewinn, der aus dieser Freiheit entsteht, für so groß, daß wir glauben, die Gefahren in den Kauf nehmen zu müssen. Sollen wir das nicht auf unsere Frage anwenden? Laßt sie sich durchkämpfen durch Zweifel und Unglauben! Müssen sie Strauß und Baur und wen sonst noch als gute Theologen doch lesen und sich innerlich mit ihnen auseinandersetzen, so mögen sie sich auch mit der Theologie ihrer akademischen Lehrer auseinandersetzen. Wollen wir nicht hindern, sondern sogar wünschen, daß sie ihren Spinoza und Schopenhauer studieren; können wir nicht hindern, daß sie mit einer prononciert widerchristlichen, vielleicht antireligiösen Philosophie auf der Universität genährt werden: warum soll dasselbe auf theologischem Gebiet nicht gelten?

Nun ist gar nicht zu verkennen, daß in diesem Standpunkt ein großes Wahrheitsmoment liegt, aber es ist nur einseitige Wahrheit. Unsere Jugend soll dazu erzogen werden nicht nur ohne Schaden, sondern sogar mit Nutzen auch die extremste Speise, sagen wir geradezu Gift, zu genießen; aber sie muß dazu eben erzogen werden. Selbst dann wäre eine solche erziehende Hand nötig, wenn die studierende Jugend einen Fonds von christlicher Erfahrung, eine wenigstens relative Kräftigkeit des Glaubenslebens mitbrächte. Aber wie viel fehlt daran. Und so könnte die Kirche also wohl die theologische Wissenschaft, sofern sie reine Wissenschaft ist, völlig von jeder Verpflichtung gegen die Kirche entlasten, aber sie kann dann nicht mehr die theologische Fakultät als die Stätte ansehen, wo sie ihren Nachwuchs mit Sicherheit in der ihren Zwecken entsprechenden Weise erzogen weiß. Den allein möglichen Ausweg aus dieser Schwierigkeit ersehe ich darin, daß die Kirche zwar die theologischen Fakultäten völlig freigibt und jede Verantwortung für dieselben ablehnt, aber ihrerseits solche Forderungen stellt und solche Wege einschlägt, die ihr die zweckentsprechende Vorbildung der Geistlichkeit sichern. Welches sind diese Forderungen und Wege? ...

Die theologische Wissenschaft braucht, um ihr Ziel zu erreichen, Freiheit des Forschens mit Einschluß des möglichen Irrtums. Unter diesen Umständen muß die Kirche jede Verantwortung für den Inhalt der auf den Universitäten gelehrten Theologie ablehnen und kann es, wenn ihr wenigstens die Möglichkeit bleibt auch ihrerseits ihren Glauben vertreten zu bekommen. Es ist nicht gut, wenn aus dem Glauben der Kirche ein Strick gedreht wird, an dem die Freiheit der Wissenschaft erdrosselt wird, wie es ebensowenig gut ist aus der Freiheit der Wissenschaft den Strick zu drehen, an dem der Glaube sterben muß.

Gewisse Schranken für die akademische Lehrfreiheit bleiben ja freilich, trotzdem daß die Kirche sich ihrerseits von der formalen Mitwirkung bei Besetzung der Professuren zurückhält.

Freiheit und Bindung im kirchlichen Handeln des Protestantismus

Leitsätze für Basel 29. September

1. Unsere Frage bedeutet keine Not:

a) dem Katholiken, der an die göttliche Vollmacht des Kirchenrechts, der Liturgie und des unfehlbaren Lehramts sich gebunden weiß;

b) dem Aufklärungsmenschen, der vom Wert der Einzelpersönlichkeit ausgeht und jede Gemeinschaftsbindung nur mit Vorbehalt annimmt.

2. Die Not ist zu Hause im Protestantismus und entspringt aus seinem Wesen. Denn er will einerseits Kirche sein (die Gemeinschaft kommt auch für ihn vor dem Einzelnen); anderseits ist ihm der Glaube und sein Ausdruck Sache freier, nur innerlich an die Wahrheit gebundener Überzeugung, und ebenso das aus dem Glauben entspringende Handeln Sache eigener Gewissensentscheidung; Liturgie und kirchliche Ordnung unterliegt ihm ständiger Prüfung und Neubildung aus der immer neu zu erfassenden Heilsbotschaft heraus. Wenn irgendwo, gilt auf evangelischem Boden: ohne Gemeinschaftsbindung keine Persönlichkeit, aber auch: ohne persönliche Wahrhaftigkeit keine Gemeinschaft. Beides fordert sich, und beides steht in Spannung.

3. Die Not wird bei uns verschärft:

a) in evangelisch unberechtigter Weise durch individualistischen Mißbrauch der Gewissensfreiheit und hochkirchliche Erstarrung des Kirchengedankens;

b) in evangelisch berechtigter Weise durch die klassische Herausarbeitung des Persönlichkeitsgedankens wie des Gemeinschaftsgedankens durch Idealismus (Kant) und Romantik (Schleiermacher, Hegel u. A.);

c) durch die unausweichliche historische und religiöse Kritik an dem überlieferten Ausdruck des Glaubens.

4. Es handelt sich um keine bloße Pfarrersnot, sondern um Gemeindenot. Im Pfarrer stößt die Not des Gemeindegliedes mit der Not des verantwortlichen Trägers des kirchlichen Handelns am härtesten zusammen.

5. Ein reibungsloser Ausweg aus den Nöten ist unmöglich, ein Ausruhen auf dieser Tatsache unverantwortlich, ein immer neues Ringen um eine annähernde Lösung ist die Aufgabe jedes Geschlechts.

6. Zur heutigen Lage. Der „neuromantische" Rückschlag gegen die Alleinherrschaft des bewußten Verstandes, der neuerwachte Sinn für Bindung an feste Gemeinschaftsformen als Symbole des Ewigen schien die Not zu heben. Allein dem widerspricht die neueste rationale „Sachlichkeit", die in alledem Flucht vor der Wirklichkeit wittert; dazu droht der Gemeinschaftssinn zur Beugung unter Massendämonien zu entarten. So tritt vor die innerkirchlichen Spannungen die Forderung des Handelns der Kirche in der „Welt". An der Kirche hängt es, ob es überhaupt noch Gemeinschaft und Persönlichkeit geben kann.

7. Die „dialektische Theologie" stellt alles kirchliche Handeln, das bewahrende wie das neugestaltende, unter das Gericht der Ewigkeit und unter den Auftrag des „Wortes". Von da aus verlieren Bindung und Freiheit ihre Sonderbedeutung; sie werden zu bedingten Mitteln für den Vollzug des Auftrags. Von hier aus kann es folgerichtig nur bedingte Bindung an geschichtliche Formen, aber auch nur bedingte Freiheit im eigenen Gestalten geben; beides steht unter der letzten Verantwortung vor Gott.

8. Bindung und Freiheit fallen so letztlich zusammen. Es bleibt die immer neue Entscheidung aus dem inneren Muß der verantwortlichen Lage heraus. Diese Lage ist nie eine eindeutige; die Entscheidungen also widerstreitend und mit Schuld behaftet. Kirche kann es daher nur geben als Gemeinschaft der im Wagen sich widerstreitenden, ihrer Schuld bewußten, der Vergebung bedürftigen und gewissen Menschen.

Besigheim Rudolf Paulus

Sozialismus und Reich Gottes

Die Religiösen Sozialisten wehren sich

1

Selbst einer der Unsern, Bizer, in seinem Aufsatz „Zur Theologie des religiösen Sozialismus" macht sich den Vorwurf zu eigen, daß die „älteren religiösen Sozialisten" den Sozialismus mit dem Kommen des Reiches Gottes gleichgesetzt hätten. Wer sind diese „älteren" religiösen Sozialisten? Ich für mein Teil kenne nicht einen Einzigen, der das je angenommen hätte, Blumhardt, Ragaz doch ganz gewiß nicht — wer von den Andern?

Und wenn ein Mann wie Wünsch einen Ausspruch tat, den man in diese Richtung deuten kann bei entsprechend vorgefaßter Meinung, so spricht er doch nur deshalb so unbefangen, weil er einen solchen Irrtum gegenüber seiner sonst doch recht deutlich festgelegten Haltung für ausgeschlossen hält.

Das social gospel ist ein Ausdruck, der in unsern Reihen nicht gebraucht worden ist und nicht gebraucht wird.

Das allerdings glauben wir, daß wer den Ruf zum Reiche Gottes hört, damit auch weiß, daß wir die Aufgabe haben, diese heutige gottlose Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung zu ändern. Jedem Christen, der Christenheit ist heute diese Aufgabe gestellt, die in der sozialistischen Bewegung aufsteigt.

Damit machen nicht wir das Reich Gottes. Aber allerdings wird es nicht zu denen kommen können, die sich dem Ruf verschließen, der aus denen, die unter die Mörder fielen, an uns ergeht.

Wenn wir aber sagen, daß die Behaglichkeit, mit der heute Kirchen und Christen in dieser Welt zufrieden sind, unverträglich ist mit dem Glauben an das kommende Reich Gottes, sagen wir nicht, daß wir das Reich Gottes schaffen, wenn wir von seiner Unruhe ergriffen Änderung erstreben.

Wir schaffen Menschenwerk; wie weit es Gottes Werk wird, das ist außerhalb unseres Wollens. Aber wer sein Menschenwerk nicht tut, wird sicher auch außerhalb des Gotteswerkes stehen. Gleichgültigkeit, Behaglichkeit gegenüber dem Grausen, das um uns geschieht, ist unter allen Umständen Gottesferne.

Eisenach Emil Fuchs

2

In dem Aufsatz „Zur Theologie des Religiösen Sozialismus" von Ernst Bizer, Nr. 14 der CW findet sich der Satz: „Ihre Polemik (sc. die der dialektischen Theologie) wendet sich zunächst einmal gegen den ältern religiösen Sozialismus und die Theologie des social gospel, für die die neue Wirtschaftsordnung unmittelbar mit dem Reich Gottes zusammenfällt."

Ich möchte mir erlauben, an den geehrten Verfasser folgende Frage und Aufforderung zu richten: Was verstehen Sie unter dem „ältern religiösen Sozialismus"? Sind damit Leute wie Kutter, ich und unsere Genossen gemeint? Wenn ja, dann fordere ich Sie auf, uns aus unsern Schriften Stellen zu nennen, die die Richtigkeit Ihrer Behauptung beweisen. Es dürfen allfällig auch gut bezeugte mündliche Äußerungen sein.

Lieber Herr Bizer: Nur eine Stelle, nur eine, die loyal ausgelegt wirklich beweist, daß jene Behauptung nicht eine fable convenue ist! Als Gegengabe verspreche ich, Ihnen ganze Haufen von völlig unzweideutigen Äußerungen zu liefern, die für jeden Wahrheitsliebenden ohne weiteres beweisen, daß jene Behauptung unwahr und ungerecht ist und endlich einmal aus dem theologischen Inventar verschwinden sollte. Oder meint man, die Hegelsche Dialektik noch überbietend, eine Behauptung werde dadurch, daß man sie ungeprüft einander nachspricht, allmählich aus einer Unwahrheit zu einer Wahrheit? Ich füge hinzu, daß die von mir anzuführenden Stellen solche sein sollen, die vor dem Auftreten der dialektischen Theologie entstanden sind, da ja sonst behauptet werden könnte (wenn auch ohne Grund) wir hätten unter ihrem Einfluß unsere Stellung verändert.

Die Entgiftung des religiös-sozialistischen Problems fordert, daß man jene fable convenue aufgibt, den „ältern religiösen Sozialismus" wirklich kennen lernt und erfährt, welches der wahre Unterschied zwischen ihm und der dialektischen Theologie ist. Vielleicht entdeckt dann der Eine oder Andere — sollte es utopisch sein, das zu erhoffen? — daß die Vertreter des „ältern religiösen Sozialismus", die zum Teil übrigens nicht älter sind als die der dialektischen Theologie, nicht ganz so töricht waren und sind, als ein gewisser Teil der jüngsten theologischen Generation annimmt.

Zürich Leonhard Ragaz

Stuttgarter Kongreß der Religiösen Sozialisten

Der diesjährige Bundestag der Religiösen Sozialisten stand im Zeichen des Kampfes um die Rettung der Sozialversicherung und gegen den Nationalismus. Daneben brachte der Kongreß eine wesentliche Umorganisation des Bundes. Von beidem ist besonders zu berichten *).

*) Es folgt hier zunächst der Bericht eines Nichttheologen, dann der eines Theologen. D H

1. Die Referate

Am Freitag, dem 1. August wurde der Kongreß eröffnet und von der sozialdemokratischen Partei Württembergs (durch den Landtagspräsidenten Pflüger), den Freien Gewerkschaften und der Theologischen Fakultät Heidelberg (durch Professor Odenwald) begrüßt. Die Fakultät Tübingen und die Kirchenregierungen hatten sich entschuldigen lassen, Minister Grimme besten Erfolg gewünscht. Kongreßvorsitzender wurde der Führer des stärksten Landesverbandes Baden: Oberstudiendirektor Professor Dr. Dietrich, Mannheim.

Die beiden Hauptreferate galten dem Recht und der Aufgabe der Religiösen Sozialisten in Kirche und Arbeiterschaft. Professor Wünsch von der Universität Marburg führte hierzu aus, daß ein besonderer Bund Religiöser Sozialisten notwendig sei, weil und solange Kirche und Arbeiterschaft im Gegensatz zueinander stehen. Die Kirche sei nicht kapitalistisch, sondern vor-kapitalistisch eingestellt, sie habe so wenig im frühen 19. Jahrhundert den Kapitalismus wie heute den Sozialismus verstanden und ihm das Evangelium zu predigen vermocht; nun schlage ihr der Marxismus von außen die Fenster ein, die sie selbst zu öffnen versäumt habe, so daß frische Luft herein kommen müsse. Von innen dabei zu helfen, sei der Religiösen Sozialisten Aufgabe, eine religiöse, keine politische. Der Arbeiterschaft gegenüber handle es sich darum, die heutige gegenwartsverständliche Botschaft des Christentums auszusprechen, und die Einigkeit nicht nur der Proletarier aller Länder, sondern auch der Proletarier aller Konfessionen im Politischen zu ermöglichen. Heinrich Mertens von der Redaktion der „Rheinischen Zeitung" ergänzte hierzu, daß die katholischen Arbeiter sich seinerzeit ihre christlichen Gewerkschaften ebenso gegen die Mehrheit des Klerus gebildet hätten, wie sie sich heute gegen diese Mehrheit der sozialistischen Bewegung einzuordnen begännen. Sie würden dabei von der kirchlichen Verurteilung des Sozialismus und des Klassenkampfbegriffs nicht getroffen, da diese Verurteilung jene Begriffe in einem Sinn erfasse, den sie heute für die beteiligten Katholiken nicht mehr besäßen. Schon habe der Jesuit Gundlach den Klassenkampfbegriff in eine offiziöse katholische Soziallehre eingearbeitet, bald werde es möglich sein, auch einen katholischen Sozialismusbegriff zu schaffen, welcher freilich nicht mehr in allen Punkten mit der Soziallehre Leos XIII. übereinstimmen werde; sie aber sei auch, im Gegensatz zum Dogma, keineswegs mit dem Unfehlbarkeitsanspruch vorgetragen. Der Arbeiterschaft gegenüber hätte der Bund die Aufgabe, über den Höchststand sozialistischer Haltung zu wachen und für ehrliche Anerkennung des in Sowjetrußland Geleisteten zu sorgen. In der Diskussion warnte Thieme, Berlin, Letzteres zu überschätzen. Ebenso erklärte er es für unmöglich, vom Bunde aus etwa an den allzu hohen Gehältern einzelner Parteigenossen Kritik zu üben. Das könne nur der einzelne religiöse Sozialist als solcher im Rahmen seiner Parteigruppe. Im übrigen müsse man sich hüten, aus dem Bund eine Sekte werden zu lassen. Weiter forderte Dietze, Leipzig, zur Klärung des Begriffs der klassenlosen Gesellschaft auf, welche nicht mit dem Reich Gottes verwechselt werden dürfe. Im übrigen wurde gegen das Verbot der Kinderfreundebewegung durch die bayerische Regierung protestiert und einem katholischen Priester, der es zu verteidigen wagte, nachgewiesen, daß er dann auch das Verbot katholischer Kindererziehung in Sowjetrußland nicht angreifen dürfte.

Der 2. August brachte ein großangelegtes Referat von Pfarrer Aurel von Jüchen (Möhrenbach in Thüringen) über den Faschismus als Gefahr für das Christentum. Er stellte die jüdisch-christliche Auffassung vom Staat als nur durch Gerechtigkeit legitimierter Notorganisation der heidnisch-faschistischen von Staat und Nation als Selbstzweck scharf gegenüber und entlarvte den heutigen Gebrauch der noch vor hundert Jahren sinnvollen Begriffe „Heimat, Nation und Vaterland" als phrasenhaft und — im Sinne der Täuschung über die Absicht, die bestehende Wirtschaftsordnung und ihr Unrecht zu verteidigen — als verlogen. Die Diskussion brachte reiches ergänzendes Material zur Charakterisierung des deutschen Nationalsozialismus, wobei keineswegs verkannt wurde, daß er oft die charakterlich besten Elemente der heutigen Jugend für sich zu gewinnen vermag. Allerseits wurde festgestellt, daß ein richtig verstandenes Christentum die stärkste Gegenmacht ist, die der völkischen Ideologie zu widerstehen vermag.

Am Abend sprachen in öffentlicher Kundgebung Dietrich und Pfarrer Eckert, Mannheim, sowie Gewerkschaftssekretär Göring, Berlin, vor über 1000 Stuttgarter Arbeitern und Angestellten und warnten sie, sich an dem Angriff gegen die sozialen Errungenschaften der Nachkriegszeit durch Stimmabgabe für das Zentrum oder für den Christlichen Volksdienst zu beteiligen. Am Sonntag, dem 3. August fand früh ein Gottesdienst in der Erlöserkirche statt; nachmittags sprachen die Führer des Bundes auf Sommerfesten der Sozialdemokratischen Partei in verschiedenen Städten Württembergs; der Abend brachte ein geselliges Beisammensein der Delegierten und ihrer Stuttgarter Gastgeber. Am 4. August begründete Göring im einzelnen die Notwendigkeit, aus christlicher Verantwortung die heutige Sozialpolitik zu bejahen und sich nicht auf ihre — praktisch zur Vernichtung führende — „Reform" einzulassen. Nach einem Kor-

referat von Pfarrer Dr. Schenkel, Zuffenhausen bei Stuttgart, wurde eine Entschließung angenommen, in der festgestellt wird, daß sich nunmehr sämtliche bürgerlichen Parteien, auch das Zentrum, im Kampf um die Sozialpolitik auf die Seite der sozialen Reaktion gestellt haben. „Obschon die Kirchen sich gelegentlich für eine soziale Politik ausgesprochen haben, stützen sie sich noch immer auf die Parteien, die diese sozial-reaktionäre Politik treiben. Sie, die den Namen Christi tragen, wagen es nicht, den Ruf Gottes in unserer Zeit zu hören, aus Angst um ihren Bestand und um ihre Macht. Sie verschließen ihre Ohren, ja sie suchen den Befreiungskampf des Proletariats zu hemmen und die gegenwärtige Unordnung mit Mitteln von vorgestern zu heilen, deren Anwendung sie in Wahrheit nur verschlimmern kann." (Ursprüngliche Fassung in der Resolution I.) In einer weiteren Kundgebung bekannte sich der Bund angesichts der Herausforderung durch den evangelischen Kirchentag in Nürnberg erneut zu seinem Führer Pfarrer Eckert.

2. Die Umorganisation

Bisher hatte der Bund drei Führer: Fuchs, Göring und Eckert; dieser führte die Geschäfte. Da sie zu sehr angewachsen sind, wurde ein regulärer Vorstand gewählt, der aus Eckert als geschäftsführendem Vorsitzenden, Göring als zweitem Vorsitzenden und fünf Beisitzern (Metallarbeiter Otto Bauer, Wien, Professor Dietrich, Mannheim, Pfarrer Fuchs, Eisenach, Landtagsabgeordneter Rais, Reutlingen, und Professor Wünsch, Marburg) besteht, wobei die Beisitzer als Fachberater Eckerts für die einzelnen Aufgabengebiete des Bundes (Katholizismus, Schulwesen, Protestantismus, Politik und Publizistik) anzusehen sind. In allen wichtigen Fragen entscheidet der Vorstand nicht selbständig, sondern nach den Beschlüssen des Bundesausschusses, dem die Vorsitzenden sämtlicher Landesverbände, sowie der preußischen Provinzialverbände, bezw. deren Stellvertreter angehören. Die letzte Entscheidung verbleibt in allen Fragen dem Bundeskongreß, in dem auf 50 Mitglieder je ein Delegierter entfällt, und der in mindestens zweijährigem Abstand zusammentritt. Mit dieser Organisation hat sich die wachsende Bewegung einen festen Rahmen gegeben, in dem es nicht mehr zu Sonderaktionen Einzelner kommen kann.

In der Frage der Haltung des Bundes zu den Leiden der Christen in Sowjetrußland wurde festgestellt, daß der Bund mit der Kundgebung der Internationalen Vereinigung der Religiösen Sozialisten und der Rede Pfarrer Eckerts auf dem Kirchentag — abgesehen von seiner Auffassung der tatsächlichen Lage im Sowjetstaat, die von vielen Bundesmitgliedern ganz anders beurteilt wird — einverstanden ist; der einseitige Abdruck pro-sowjetistischer Quellen im „Sonntagsblatt" sei als Korrektiv gegen die ausschließlich anti-sowjetistische Berichterstattung der übrigen religiösen Presse zu betrachten.

Berlin Karl Thieme

3. Die Beschlüsse

I

Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit drängt der Entscheidung entgegen.

Die feudalistischen und bürgerlichen Schichten ballen sich unter nationalistischen und faschistischen Parolen zusammen zum Angriff auf die werdende sozialistische Gesellschaft.

Sie versuchen die Einheit der proletarischen Abwehrfront mit allen möglichen Mitteln zu verhindern, ja sie schrecken nicht davor zurück, Christentum und Kirche für ihre Interessenpolitik zu mißbrauchen.

Bei den gegenwärtigen politischen Entscheidungen, auch im Wahlkampf um die neue Zusammensetzung des Reichstages, handelt es sich im Besonderen darum, daß die kapitalistisch-bürgerlichen Kreise durch Einschränkung und Aufhebung sozialpolitischer Gesetze den Lebensraum der Arbeiter und Angestellten einengen wollen. Dadurch sollen die wirtschaftlich Abhängigen gezwungen werden, unter den schlechtesten Bedingungen und für den geringsten Lohn ihre Arbeitskraft zu verkaufen.

Soziale Gesetzgebung ist sittliche Forderung für jeden entschiedenen Christen. Es sollte selbstverständlichste Aufgabe christlicher Nächstenliebe sein, durch den Ausbau der sozialen Gesetzgebung die Not der Witwen und Waisen, der Alten und Invaliden, der aus dem Wirtschaftsprozeß ausgeschalteten Jugendlichen, der Arbeitslosen und der unter dem Wohnungselend Leidenden zu lindern, die sich aus dem kapitalistischen Wirtschaftssystem zwangsläufig ergibt.

Die bürgerlichen Parteien fordern sogar den Abbau der bisherigen Sozialleistungen. Auch das „christliche" Zentrum, die „christliche" Bayerische Volkspartei, der „christlich"-soziale Volksdienst stehen auf der Seite der sozialen Reaktion.

Die Kirchen haben sich zwar in öffentlichen Kundgebungen für die Überwindung der sozialen Nöte ausgesprochen; die kirchlichen Kreise aber schützen immer noch die bürgerlichen Parteien, die durch ihre rückschrittliche Sozialpolitik die Not der Massen vergrößern.

Die Wirkungslosigkeit der gutgemeinten kirchlichen Versuche, durch Almosen und organisierte Wohltätigkeit der Nöte Herr zu werden, zeigt, wie untauglich diese Mittel einer vergangenen Zeit sind.

Wir religiösen Sozialisten werden nicht aufhören, die Kirche zur Umkehr zu rufen. Wir wollen sie nötigen, sich im Kampf um die neue bessere Ordnung auf die Seite der im besonderen Sinne Mühseligen und Beladenen zu stellen.

Alle christlichen Männer und Frauen, die sich der Verantwortung gegenüber ihren Mitmenschen, ihren notleidenden Brüdern und Schwestern bewußt sind, fordern wir auf, sich ohne Rücksicht auf Beruf und Konfession in die sozialistische Front einzugliedern. Nur dann besteht die Hoffnung, durch die Umgestaltung der ungerechten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung die bestehenden Nöte zu beseitigen.

II

Der Kongreß der religiösen Sozialisten sieht sich gezwungen, zu den Vorgängen auf dem Kirchentag in Nürnberg Stellung zu nehmen. Er stellt fest, daß der Kirchentag als das Organ der im Kirchenbund zusammengefaßten evangelischen Kirchen Deutschlands weder Einsicht noch Liebe, weder Würde noch Kraft genug gehabt hat, um den einzigen religiösen Sozialisten in seiner Mitte, das heißt den einzigen berufenen Vertretern des arbeitenden Volkes, des sozialistischen Proletariats, anzuhören.

Im Widerspruch zu den feierlichen Erklärungen des Kirchentags vom „Eigenrecht persönlicher evangelischer Frömmigkeit" und vom „Dienst auch an denen, die der Kirche fremd und feind geworden sind" hat der Kirchentag durch einen positiv-liberalen*) Mehrheitsbeschluß den Wortführer des Bundes der religiösen Sozialisten Deutschlands mundtot zu machen versucht.

Die Verantwortung für die sich hieraus notwendig ergebende Kampfstellung der religiösen Sozialisten in der gegenwärtigen Kirche fällt den Vertretern dieser Kirche zu, die der bedeutsamen Stunde nicht gewachsen waren.

Mit dem Ausschluß unseres Bundesführers ist das sozialistische Proletariat von der kirchlichen Mitbestimmung ausgeschlossen und die Grundlage aufs neue in Frage gestellt worden, auf der sich heute die Volkskirche aufbauen muß.

Kirchliche Kreise versuchen immer wieder, einen Unterschied zu konstruieren zwischen der Stellungnahme des Wortführers der religiösen Sozialisten Pfarrer Eckert und der Meinung des Bundes selbst. Der Kongreß stellt ausdrücklich fest, daß er ohne Vorbehalt hinter der von Pfarrer Eckert auf dem Kirchentag eingenommenen Haltung und der von ihm zum Ausdruck gebrachten Ansicht steht.

Der Kongreß ruft alle evangelischen Männer und Frauen, die sich als aufrechte Protestanten fühlen, ruft in Sonderheit die sozialistischen Volksgenossen auf, mit uns gegen die Haltung des Kirchentages in Nürnberg dadurch zu protestieren, daß sie sich um den Bund der Religiösen Sozialisten sammeln und seiner Führung bei den kommenden kirchenpolitischen Entscheidungen folgen.

Der Kongreß der Religiösen Sozialisten

I

Wenige Wochen nach dem Nürnberger Kirchentag versammelte sich der Bund Religiöser Sozialisten in Stuttgart vom 1.—4. August zu seinem Reichskongreß. Wir erwarteten viel von diesem Kongreß: eine Klärung der theologischen und wirtschaftlichen Probleme, und eine starke werbende Wirkung unter den süddeutschen Arbeitern und Pfarrern. Und wir kamen alle mit einer zukunftsfrohen Begeisterung für unsere gute und nötige Sache, Männer mit weißen Haaren und junge Studenten, Pfarrer und Arbeiter, über 200 Deligierte und viele Freunde und freundliche Beobachter. Der äußerst freundliche Empfang durch die Stuttgarter Arbeiterpresse berechtigte zu großen Hoffnungen. Und der Ort selbst, an dem sich der Kongreß versammelte, war dazu angetan, eine festliche Stimmung zu erhalten und zu verstärken: das Höhenrestaurant Schönblick steht neben der Werkbundsiedlung; es ist wie diese ganz aus modernem Empfinden heraus gebaut, und gewährt dazu einen weiten Blick auf die Stadt und das Neckartal. Nur durch einen Mißton waren die Vorbereitungen getrübt worden. Für den Kongreß-Sonntag war eine Predigt Eckerts in der Erlöserkirche vorgesehen; aber die Kirche wurde nur für einen württembergischen Pfarrer zur Verfügung gestellt. Nach dem Nürnberger Tag, und nachdem der Stuttgarter Sender (wie man hörte, unter dem Einfluß des Zentrums) einen Rundfunkvortrag Eckerts nicht übertragen hatte, empfand man das als einen unnötigen Nadelstich, und vermißte danach doppelt unter den zahlreichen Be-

*) Das ist ein Irrtum. Der Antrag auf Schluß der Diskussion ging von der Gruppe 1 aus. Da sie die absolute Mehrheit hatte, genügte ihre Zustimmung. Die beiden anderen Gruppen haben durch ihre Führer Erklärungen abgegeben, die diese Gewaltanwendung der Mehrheit bedauerten. Mehr konnten sie im Rahmen der Geschäftsordnung nicht tun. Die Dinge sind in Nürnberg genau so verlaufen, wie wir berichtet haben. DH

grüßungsansprachen die des Vertreters der württembergischen Kirchenregierung und der Tübinger Fakultät*).

Am ersten Tag sprachen Wünsch für die Protestanten und Mertens für die Katholiken über „das Recht und die Aufgabe der Religiösen Sozialisten in Kirche und Arbeiterschaft". Wünsch führte aus: Das Daseinsrecht der Religiösen Sozialisten wird von der Kirche und der Arbeiterschaft bestritten. Aber es ist gegeben mit ihrer Aufgabe: den Widerspruch zwischen Kirche und Arbeiterschaft, der klar zu Tage liegt, zu lösen. Das stellt Aufgaben innerhalb der Kirche und innerhalb der Arbeiterschaft. In einer kurzen soziologischen Betrachtung wurde gezeigt, daß Haltung und Politik der Kirche bestimmt sei von einem kleinen Kreis von Leuten, die aus Schichten kommen, die ihre Gegenwartsaufgabe entweder schon erfüllt oder noch nicht begriffen haben. Sie beherrschen auch die Universitätstheologie, die für die Kirche nicht mehr Autorität ist und jetzt immer mehr zu einer Geheimwissenschaft wird, die weder Studenten noch Laien verstehen.

Dieser soziologischen Betrachtung folgte die theologische. Kirche im eigentlichen Sinn ist nicht diese Gruppe. Wirkliche Kirche ist da, wo sie ihre Aufgabe erfüllt. Diese Aufgabe ist nicht zuerst eine wirtschaftliche, sondern eine religiöse. Sie hat die Frage nach dem Sinn des Lebens zu beantworten, und sie tut das mit dem Hinweis auf den Willen Gottes. Verkündigung des Willens Gottes, das ist die Botschaft von der Erlösung, die sie anzubieten hat. Was der Wille Gottes sei, ergibt sich nicht einfach aus der Bibel, aus dem Dogma oder aus dem Wort des Priesters; er wird erfaßt nur im Gehorsam gegen die notwendigen Aufgaben der Gegenwart in der Welt, die Gottes Schöpfung ist. Und die Aufgabe der Kirche wäre, den Willen Gottes für die Gegenwart wirklich zu sagen. Gerade da hat die Kirche gründlich versagt. Die kirchlichen Kreise sind in ihrer Lebensauffassung noch nicht einmal kapitalistisch, sondern vorkapitalistisch. So haben sie kein Auge für die Not der Gegenwart. Um die Gegenwart zu verstehen, muß man unter ihrer Not leiden. Und weil sie am meisten unter dieser Gegenwart leidet und ihre Not deshalb am besten begreift, deshalb ist die proletarische Arbeiterschaft das Werkzeug Gottes zur Fortführung der Geschichte. Ihr gehört geschichtsnotwendig die Zukunft. Folglich kann die Kirche den Willen Gottes nur erfüllen, indem sie sich bestimmen und tragen läßt durch das Proletariat; und das zu erreichen durch die Aktivierung des Proletariats für die Kirche — das ist die Aufgabe der Religiösen Sozialisten. Diese Aufgabe ist eine rein religiöse, keine politische. Wir wollen keinen „religiösen Sozialismus", sondern religiöse Sozialisten, Menschen, die zugleich Sozialisten und Christen sind und die schärfer sehen als die andern, was Gott in der Gegenwart von seiner Kirche will. Wir sind in Wahrheit die Kirche. Wir sind Materialisten, weil wir Leib und Seele nicht trennen können. Und wir sind Sozialisten, weil wir die Widersprüche sehen, zu denen der Kapitalismus führt, und die nur zu lösen sind durch eine radikale Neuordnung der Verhältnisse.

Eine besondere Aufgabe stellt sich den Religiösen Sozialisten innerhalb der Theologie. Die Theologen haben das naturwissenschaftliche Weltbild nicht ernst genug genommen. Sie werden sich mit der modernen Naturwissenschaft und dem dialektischen Materialismus aufs ernsteste auseinandersetzen müssen, um dadurch die Möglichkeit zu einer wirklich gegenwartsnahen Verkündigung zu erlangen.

*) Das erinnert daran, wie 1897 dem Evangelisch-Sozialen Kongreß in Leipzig die Kirchen verweigert wurden. (CW 1897, 22, 523 und 24, 574.) Diesmal wurde nur der badische Geistliche abgelehnt, nicht der Gottesdienst mit einem württembergischen. Es geht doch voran! D H

Die Aufgabe der Religiösen Sozialisten unter den Arbeitern ergibt sich danach von selber. Die bürgerliche Welt hat den Glauben des Arbeiters zerstört. Er will radikale Wahrhaftigkeit, und das bedeutet für ihn radikale Diesseitigkeit; viele schwanken unsicher, schaffen sich im Sozialismus eine Ersatzreligion, oder verfallen in zynischen Nihilismus. Aber diese Diesseitigkeit sieht nicht die ganze Wirklichkeit. Auch wenn wir die ganze Natur und die ganze Wirtschaft beherrschen könnten, so bliebe doch das Rätsel, das der Mensch für sich selber ist, und das keine Wissenschaft je wird lösen können. Und wie dieses Rätsel bleibt, so bleibt auch die Wirklichkeit des Ewigen, die ewige Tiefe der Welt, die erst der Diesseitigkeit ihren Sinn gibt, und die wir nur im Glauben erfassen. Diese Wirklichkeit erst macht unser Tun zu einem verantwortlichen. So ist man religiöser Sozialist nicht nur aus Klasseninteresse, nicht nur, weil dem Sozialismus die Zukunft gehört, sondern weil es der ewige Schöpferwille so will. Wir können dem Kampf des Arbeiters das gute Gewissen und dem Sozialismus eine Seele geben. Und deswegen ist unser Kampf, auch wo kein eigenes Interesse uns treibt, nicht zurückhaltender und schwächer, sondern rücksichtsloser und radikaler als der der religionslosen Genossen.

Ob man diese Bewegung organisieren sollte oder nicht, darüber sind Zweifel möglich. Aber hätten wir uns nicht organisiert, so hätte man auch nicht auf uns gehört. Freilich: wir wünschen die Zeit sehnlichst herbei, wo diese Organisation überflüssig sein wird, wo das Proletariat selbstverständlich die Aufgabe der Kirche erfüllen wird. Und noch weiter hinaus sehen wir ein letztes Ziel: wo die Gesellschaft selber Kirche und Einer des Andern Bruder sein wird. Für die Kirche schlägt heute die letzte Stunde möglicher Wirksamkeit. Wenn wir vergeblich rufen, so wird das das Ende der Kirche sein, wie sie jetzt besteht. Nur Blindheit kann die Aufgabe nicht sehen, die wichtiger und dringlicher ist, als alles, was Kirche und Theologie sonst treiben. Das Recht zu unserer Arbeit gibt uns der Herr der Geschichte selber. —

Das Referat von Mertens gab einen starken Eindruck von den fast unübersteiglichen Schwierigkeiten, mit denen die katholischen Sozialisten zu kämpfen haben. Ist das Verhältnis schon zwischen protestantischen Kirchen und Sozialismus ein gespanntes, so hat ihn die katholische Kirche für ihre Glieder direkt verboten, wenn auch diese Verbote nicht endgültig sein werden und es jetzt schon so ist, daß man freigewerkschaftlich organisierten Arbeitern nicht mehr einfach die Absolution verweigert. Das Verbot ist innerhalb der katholischen Kirche leichter zu begründen, weil es nicht den Verzicht auf den politischen Kampf bedeutet; es entspricht ihm eine Einladung in die katholischen Organisationen, Zentrum und christliche Gewerkschaften. Und ebenso betrachtet der Arbeiter den katholischen Sozialisten mit noch mehr Mißtrauen als den evangelischen.

Trotzdem glaubt Mertens das Recht der Religiösen Sozialisten auch seiner Kirche gegenüber behaupten zu können. Er unterschied scharf zwischen Katholizismus und Kirche. Die Kirche ist das Lebendige und Bleibende, der Katholizismus das verhärtete mittelalterliche System, in das dieses Leben hineingespannt ist. Nun ist die veraltete Soziallehre, von deren Standpunkt aus jene Entscheidungen gefällt sind, ein Bestandteil des ganzen scholastischen Systems und kann nicht einfach geändert werden, ohne daß dieses System in Mitleidenschaft gezogen wird. Aber wenn auch mit aller schuldigen Ehrfurcht vor der Tradition — sie muß geändert werden, und zwar in bewußter Orientierung am Sozialismus. Der Katholizismus hat sich vom Urchristentum bis zu diesem System hin entwickeln können; so muß er sich auch noch weiter entwickeln können. Und erst neuerdings hat ja die Kirche

in der Frage der christlichen Gewerkschaften umlernen und nachgeben müssen, nachdem sie diese lange Zeit zu Gunsten der katholischen Arbeitervereine abgelehnt hatte. Das muß doch zu weiterer Kritik berechtigen! Neuerdings hat man ja, gegen die kirchliche Entscheidung, sogar von jesuitischer Seite versucht, eine katholische Lehre vom Klassenkampf aufzustellen. Man umgeht dabei die kirchlichen Entscheidungen, indem man unter dem Klassenkampf etwas Anderes versteht, als was dort verstanden ist. Dieses Verfahren ist gefährlich, weil es die Unterschiede zwischen den Freien und den Christlichen Gewerkschaften nicht aufhebt, doch verwischt. Aber es ist im Grunde berechtigt. Und es gibt auch den Religiösen Sozialisten ihre Berechtigung, denn der Sozialismus, der bisher abgelehnt wurde, ist nicht der wirkliche, den wir vertreten; dieser wird durch jene Entscheidungen gar nicht berührt.

Zunächst freilich versucht man den Sozialismus noch abzuwehren, indem man das Zentrum, unter maßgebender Führung von Vertretern der Christlichen Gewerkschaften, nach rechts orientiert und Katholisch und Konservativ gleichsetzt. Aber dabei wird die Jugend nicht mitgehen. Der Versuch mag augenblickliche Erfolge haben, aber am Ende wird doch der Sozialismus so stark sein, daß ihn auch die katholische Kirche wirklich anerkennen muß. Und die Vorbereitung auf jene Zeit ist heute die Aufgabe. Dazu ist ein intensives kritisches Studium der katholischen Soziallehre nötig, mit dem Ziel, sie von den mittelalterlichen Resten zu befreien. Das muß uns befähigen, eine freiheitliche und geschlossene Haltung gegen alle Versuche der Klerikalisierung einzunehmen. Und zugleich müssen wir die Synthese zwischen dieser neuen Welt und dem Katholizismus finden. Der Arbeiter soll in seinem Priester immer den Priester sehen, aber nicht mehr den politischen Führer, zu dem dieser schon die Sachkenntnis nicht hat.

Die Aufgaben in der Arbeiterschaft scheinen dieser Riesenarbeit gegenüber leichter zu bewältigen. Mertens unterstreicht die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit dem neuen Weltbild. Gegen die Klassenbildung innerhalb der Arbeiterschaft ruft er den ethischen Radikalismus auf und fordert von jedem Sozialisten, der das irgend leisten kann, ein weitgehendes persönliches Notopfer. Er drängte auf eine verständige Behandlung der russischen Frage, in der man in der Gegnerschaft gegen die Kommunisten leicht unsachlich werde, und trat zum Schluß warm ein für die Bewegung der Kinderfreunde.

Wünsch hat sicher auf die anwesenden Arbeiter und Nichttheologen einen tiefen Eindruck gemacht. Aber die von Ragaz und Blumhardt beeinflußten Theologen fanden die religiöse Begründung zu schwach; die jüngeren, von der dialektischen Theologie beeinflußten waren enttäuscht. Ist Sozialismus als der Wille Gottes wirklich so deutlich? sollen wir ihn allen Ernstes verkündigen? Wir alle wollen der Arbeiterschaft helfen. Aber ist es, trotz dem russischen Vorbild, so sicher, daß eine sozialisierte Wirtschaft das wirklich leisten kann? Wie denkt man sich das überhaupt in Deutschland? Ein Wort darüber wäre notwendiger gewesen als der Hinweis auf die Zeit. in der alle Brüder sein werden, eine Zeit, die nie kommen wird, und eine Hoffnung, die ich für eine Verfälschung des Evangeliums halte. Denn der Liebende wird immer Unrecht haben in dieser Welt. Leider kam es darüber zu keiner wirklichen Aussprache. Man blieb am Problem des Katholizismus hangen. Die Aussprache darüber wurde besonders dadurch dramatisch, daß ein katholischer Geistlicher mit dürren Worten bestätigte, daß der Sozialismus für die Katholiken verboten sei. Er vermißte die religiöse Tiefe, und so sehr er den guten Willen anerkannte — er glaube nicht an den Erfolg unserer Bestrebungen; sie werden vom Materialismus der Arbeiterschaft erdrückt werden. Mertens konnte nur wiederholen, daß der verurteilte Sozialismus auch von ihm abgelehnt werde; er sei aber eben nicht der wirkliche. Im Übrigen habe er den Bestand der Dogmatik im eigentlichen Sinn nicht angegriffen. Die letzte Bemerkung des Paters gab Eckert zu einer sehr temperamentvollen Rede Anlaß. Wenn man bei uns die religiöse Tiefe vermisse, so deshalb, weil wir uns scheuen, das Heilige zu oft in den Mund zu nehmen. Und im Übrigen seien wir religiöse Sozialisten gerade deswegen, weil wir den Materialismus der Arbeiter sehen und dagegen kein anderes Mittel wissen, als eben eine Änderung des Systems.

2

Der zweite Tag des Kongresses war der Aussprache über den Faschismus gewidmet. Beide Referenten waren erkrankt, so hielt Pfarrer von Jüchen das Referat.

Der Faschismus will den altrömischen Staatsgedanken erneuern. Dieser aber ist dem jüdisch-christlichen völlig entgegengesetzt. Im jüdischen und im christlichen Staat gilt der Wille Gottes, Recht und Gerechtigkeit, als der Maßstab alles Tuns. Der römische Staat aber ist seinem Wesen nach ein Machtstaat, der kein anderes Ziel anerkennt, als die Sicherung und Erweiterung seiner Macht. Das führt außenpolitisch zum Imperialismus; innenpolitisch ist die Macht des Staates oberstes Gesetz für Religion und Recht wie für Wirtschafts- und Handelspolitik. Freie Kritik ist unmöglich, denn der Mächtige lebt immer in der Angst um seine Macht. Bestritten wird nicht das Recht des Staates auf die Gewalt überhaupt, wohl aber auf die Macht, die nicht mehr im Dienst des Gemeinwohls, sondern einer dünnen regierenden Schicht steht. Auch die Führeridee des Faschismus ist durchaus unchristlich und unethisch. Die ganze Staatsauffassung ist atheistisch, in ihren Auswirkungen dämonisch.

Zur Bekämpfung des Faschismus müssen wir einen klareren Begriff von Staat und Volk erarbeiten. Das Volkstum ruht nicht auf Blut und Rasse, sondern auf Recht und Gerechtigkeit. Es muß vor allem die Tatsache der Klassenscheidung und der Klassengegensätze anerkannt werden, die das Volkstum im alten Sinn zerstört hat. Die Kirche muß sich mit uns verbinden, um durch eine grundlegende Änderung des Systems die Wurzel des Übels, eben diesen Klassenstaat zu beseitigen. Das einzige wirkliche Bollwerk gegen den Faschismus ist die organisierte Arbeiterschaft. Sie ist infolge ihrer Lage in der Gesellschaft im Stande, den Kulissencharakter seiner volltönenden Begriffe zu durchschauen; zu erkennen, daß sie nur Deckmantel für Interessen sind, wie sich an der faschistischen Sozialpolitik in aller Deutlichkeit zeigt. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich dem Proletariat ein klares Nein gegen den Faschismus, gegen die ganze heutige Ordnung, und sein entschlossenes Eintreten für den sozialen Rechtsstaat.

Die Aussprache brachte manche interessante Einzelheit. Aber sie ließ jedes Eingehen auf die positiven Elemente des Faschismus völlig vermissen. Es fiel kein Wort der Kritik am parlamentarischen System, kein Wort über die Kraft des nationalen Gedankens, die doch selbst einen Naumann am Zusammengehen mit der Sozialdemokratie hinderte. Man hat einen überaus ernsten Gegner nicht ernst genug genommen und ihn dadurch nicht entscheidend getroffen.

3

Auf den Abend hatte man zu einer öffentlichen Kundgebung zum „Daseinskampf des arbeitenden Volkes" eingeladen. Trotz einem kurz vorausgehenden Wolkenbruch waren über 1000 Teilnehmer der Einladung gefolgt. Es sprachen nacheinander Dietrich, Göring und Eckert, dieser beim Auftreten von warmem Beifall begrüßt. Dietrich sprach allgemein über die Aufgabe

der Religiösen Sozialisten, Göring über den Kampf um die Arbeitslosenversicherung. Eckert umriß in kurzen Zügen seine Stellung zum Sozialismus und zum Christentum. Der Daseinskampf des arbeitenden Volkes ist ein ganz anderer als der anderen Volksschichten. Wenn wir vom arbeitenden Volk reden, so denken wir an die, deren ganzes Leben sich erschöpft im Arbeitenmüssen, und jetzt in der Angst um das Arbeitendürfen. Er sprach vom Leben des Arbeiters in einer Weise, der man das unmittelbare Miterleben und Mitleiden ohne Weiteres glaubte, und rief mit erbitterten Worten nach einer entschiedeneren Mitarbeit der Kirche. Man konnte über manches an seiner Rede den Kopf schütteln; man konnte fragen, ob die scharfen Worte gegen die Kirche gerade hier gesagt werden mußten. Aber es ist keine Frage, daß er auf die anwesenden Arbeiter einen tiefen Eindruck machte, und daß sie ihn als einen der Ihren begrüßten. Und unüberhörbar klang in dieser Rede der mächtige gläubige Impuls. Nicht um den Sozialismus ist es Eckert zu tun, sondern um die Durchsetzung des Willens Gottes. Daher die Leidenschaft. Diese gläubige Gebundenheit kam auch bei seinen übrigen Reden immer wieder stark zum Ausdruck; am schönsten in seiner Andacht am Samstag Vormittag, für die wir alle ihm Dank schuldig sind.

Der Sonntag begann mit einer schlichten Predigt von Pfarrer Weitbrecht aus Neckargartach. Piechowski sprach im süddeutschen Rundfunk. Der Nachmittag gehörte einer Reihe von auswärtigen Parteiveranstaltungen, die nach den Presseberichten überall erfolgreich verliefen und über alles Theoretisieren hinweg die Notwendigkeit und das Recht der Religiösen Sozialisten deutlich machten. Es ist für mich keine Frage: gerade in Württemberg geht ein lebendiges Fragen und Suchen durch die Arbeiterschaft; sie wartet auf ein Wort von uns. Und der religiöse Sozialismus hat heute schon eine Basis geschaffen, auf der ein Zusammenkommen möglich ist. Es scheint mir, daß wir gar nicht die Wahl haben, ob wir von dieser Möglichkeit Gebrauch machen wollen oder nicht.

4

Das dritte Problem, mit dem sich der Kongreß beschäftigte, war die Sozialpolitik. Stadtpfarrer Dr. Schenkel versuchte zunächst für die Sozialpolitik, wie sie von der SPD vertreten wird, eine sittliche Begründung zu geben. Im Kampf um die Sozialpolitik vollzieht sich der Kampf um eine grundsätzliche gewissensgemäße Neugestaltung des Wirtschafts- und Volkslebens. Die Kirche kann dazu nicht schweigen. Und sie hat ja auch zu Teilfragen gesprochen, z. B. durch den Bielefelder Kirchentag. Aber das dort Gesagte bleibt eine Halbheit, solange man nicht bereit ist, aus den dort gewonnenen Erkenntnissen die politischen Folgerungen zu ziehen und das Übel entschieden bei der Wurzel anzufassen. Dabei soll die Kirche sich natürlich nicht von Opportunitätsgründen leiten lassen, sondern sie soll erkennen und anerkennen, daß in der Sozialpolitik ursprünglich christliche Gedanken ihre Verwirklichung finden. In der Sozialversicherung handelt es sich um planmäßige Organisation der Selbstverantwortung und der Gemeinschaftsverantwortung. Beides ist sittlich gefordert. Daß die Sozialdemokratie diese Forderungen materialistisch begründet, verschlägt nichts; die Hauptsache ist, daß der Wille Gottes geschieht. Und die Kirche sollte offen anerkennen, daß hier der Gemeinschaftsgedanke in schwerster Lage nüchtern und erfolgreich verwirklicht worden ist. Nachdem die Kirche gezeigt hat, daß sie die Schwere der Not empfindet und sich zur Verpflichtung zu einer wirksamen Hilfe bekannt hat, muß sie um der Sozialpolitik willen zur Sozialdemokratie eine neue Stellung einnehmen, die der einzige Träger einer wirklich hilfreichen Sozialpolitik ist.

Der Korreferent Goering, Landesvorstand der preußischen Gruppe der Religiösen Sozialisten, ist Gewerkschaftsbeamter und Vorstandsmitglied des Afabundes; er bot Ergänzungen, denen man wohl anmerkte, daß sie im täglichen Kampf und einer intimen Kenntnis der Dinge gewonnen wurden. Er stellte den Christlichen Gewerkschaften gegenüber zunächst mit aller Schärfe den Klassencharakter der Sozialpolitik fest, und stellte für die Religiösen Sozialisten die Aufgabe, gemeinsam mit den Freien Gewerkschaften für eine fortschrittliche Sozialpolitik und die Erfüllung der in der Weimarer Verfassung gegebenen Versprechungen einzutreten.

Das einzige Gesetz, das von den dort verheißenen seither erlassen worden ist, ist die Arbeitslosenversicherung. Und gerade diese ist schwer umkämpft. Sie ist ganz gewiß nicht zu hoch; von 2¾ Millionen Arbeitslosen wird eine Million nicht aus ihren Mitteln unterstützt! Die Versorgung besonders der Witwen aus der Invaliden- und Altersversicherung ist durchaus unbefriedigend. Aber der Kampf gegen die Arbeitslosenversicherung ist nur ein Teilkampf aus dem Kampf zwischen Kapital und Arbeit. Durch die Verschlechterung der Versicherung wird das Heer derer vergrößert, die den Unternehmern bedingungslos zur Verfügung stehen. Die jetzige Verschlechterung mag zunächst bedeutungslos scheinen. Aber sie wird für die Jugend der Großstädte gefährliche Folgen haben. Die Verschlechterung der Krankenversicherung ist gerade für die Ärmsten der Armen untragbar, und durch gelegentliche Mißbräuche nicht zu begründen. Im Interesse der Jugendlichen, besonders aber auch der Älteren, die, wenn sie einmal ausgeschieden sind, nicht wieder eine Stellung finden können, müssen wir den Ausbau der Sozialversicherung fordern als eine sittliche Pflicht, und im Kampf darum werden die Religiösen Sozialisten in der vordersten Reihe stehen. —

Aus der Aussprache, die sich daran anschloß, sind besonders hervorzuheben die Ausführungen des alten Naumannianers Lehmann aus Mannheim, der mit großer Eindringlichkeit seinen Beitritt zur Sozialdemokratie begründete. Aber auch diese Referate befriedigten nicht. Ist es wirklich wahr, daß es gar nichts verschlägt, wenn die Sozialisten ihre Forderungen materialistisch begründen? und ist wirklich der Gemeinschaftsgedanke, der sich hier durchgesetzt hat, schon der christliche? Und warum fiel kein Wort über die berechtigte Kritik an unserem Versicherungswesen? Verfechten die Gegner wirklich bloß ein Klasseninteresse und nicht auch eine vernünftige Sanierung? Ist es ganz bedeutungslos, wenn Reichsminister Dietrich sagen kann, daß die Arbeitslosenversicherung automatisch vernichtet wird, wenn sie so bleibt, wie sie ist? Die großen Linien verlieren ihre Überzeugungskraft, wenn auf solche Dinge nicht eingegangen wird. Und wenn die Religiösen Sozialisten radikaler sind als die andern, so müssen sie auch sachlicher sein als ihre Gegner.

Der letzte Diskussionsredner war ein württembergischer Pfarrer, der in sachlicher Weise seine Zweifel vorbrachte und erklärte, daß der Kongreß ihn nicht überzeugt habe; es werde eben weiterhin dabei bleiben müssen, daß die Einen den Sozialismus in den Vordergrund stellen, und die Andern das Christentum. Diese ungeschickte Formulierung gab Eckert noch einmal Anlaß, mit leidenschaftlicher Schärfe zu sagen, daß der religiöse Sozialismus gerade im Glauben begründet sei und nur daher sein Recht habe. Trotzdem wird jener Redner damit recht haben, daß der Kongreß Niemanden überzeugte, der zweifelnd und fragend kam. Er hat zweifellos auf sehr viele anwesende Laien tiefen Eindruck gemacht; er ist auch vom größten Teil der deutschen Presse beachtet und ausführlich gewürdigt worden. Aber die Theologen blieben zum größten Teil unbefriedigt. Gerade im Lande Blumhardts hätte man eine tiefere theologische Begründung erwarten

müssen. Es geht nun einmal nicht an, eine solche Bewegung abseits von der modernen Theologie aufzubauen; es geht nicht aus Gründen der intellektuellen Redlichkeit, und es geht auch nicht, weil auf diese Weise den ernstesten jungen Theologen der Zugang zu uns versperrt bleibt. Und auch in der Behandlung der Kirchen ließe sich von Blumhardt manches lernen; er hat größeres Unrecht christlicher getragen und doch seine Wirkung gehabt.

Das kann nun aber doch nicht das letzte Wort sein. So groß die Aufgaben waren und so unbefriedigt auch mancher Teilnehmer den Kongreß verlassen hat: seine Wirkung auf die Arbeiterschaft bleibt wohl unbestritten; das reibungslose Zusammenarbeiten mit der Partei und der Parteipresse ist dafür ein deutliches Zeichen. Und es bleibt nach wie vor die Aufgabe, in der das Recht der Religiösen Sozialisten begründet ist. Wenn die so schwer ist, daß der Kongreß nur unvollkommene Arbeit leisten konnte, so ist das für die, die uns politisch nahe stehen und doch nicht mit uns gehen, nur eine sehr ernste Aufforderung zur Mitarbeit über alle theologischen Gegensätze hinweg. Unsere Aufgabe ist gestellt. Und wenn wir sie jetzt nicht lösen, so lösen wir sie nie. Blumhardt hat am Ende seines Lebens seinen Versuch als verfrüht bezeichnet; die Menschen müßten erst noch mehr an sich scheitern und an sich selber zerbrechen. Können wir noch mehr zerbrechen? Wenn es jetzt nicht Zeit ist, wann dann?

Göppingen Ernst Bizer

Noch einmal: Mulier taceat in ecclesia

Ein Wort zur Abwehr und zur Klärung

Die Frage nach Sinn und Geltung des apostolischen Mulier taceat in ecclesia, über die ich in Nr. 9 geschrieben habe, kommt in Fluß. In der Allg. Ev.-Luth. Kirch.-Z. Nr. (24) 26 und 27 hat W. L., d. h. der Herausgeber D. Laible, eine scharfe und entschiedene Abwehr geschrieben, in der der altbekannte theologische Standpunkt verteidigt wird: Das mulier taceat ist unzweideutiges und die Kirche auch heute bedingungslos verpflichtendes apostolisches Wort, also Gotteswort. Es steht manches Beachtenswerte in dem Aufsatz W. L.s. Um so bedauerlicher die Polemik, die der Herr Verfasser hat einfließen lassen. Ich hatte, als ich nach langjährigem Aufenthalt im Ausland, wo ich auch gelegentlich mit Gesinnungsgenossen D. Laibles die Klingen gekreuzt habe, nach Deutschland zurückkehrte, gemeint, diese aus der Vorkriegszeit mir sattsam bekannte Manier theologischer „Auseinandersetzung" sei in der Hochflut neuer theologischer Erkenntnisse erstorben. An eigenem Leibe muß ich fühlen, daß ich mich darin geirrt habe.

Ich verstehe, daß D. L. jenen oben formulierten Standpunkt einnimmt, daß er das Andringen der Theologinnen auf Zulassung zu pfarramtlicher Betätigung für schriftwidrig hält und als schriftwidrig bekämpft. Aber ich verstehe nicht, wie er von meiner sachlich, religionsgeschichtlich und letztlich — was er offenbar nicht gemerkt hat — auch theologisch bestimmten Beurteilung von 1. Tim. 2, 12 ff. (der „bibliziistischen" Begründung des Schweigeverbotes) sagen kann:

> Hatte W. bisher mit Ruhe und Würde seine Exegese geführt, so wird jetzt seine Rede leidenschaftlich, höhnisch, fast demagogisch, und der Mann, gegen den er so redet, ist der große Apostel Christi, mit Peitschenhieben schlägt er auf ihn ein. (Sp. 615. Die Sperrungen von mir.)

Ich weise diese Charakterisierung meiner Darlegungen mit aller Entschiedenheit zurück. Drastisch und anschaulich habe ich die mythische Denkweise gekennzeichnet, die hinter dem Worte steht, so wie die kritisch-religionsgeschichtliche Exegese seit Jahrzehnten sie aufzufassen gelernt hat. Wo ist etwas von sachlich unerlaubter Leidenschaft, von Verhöhnung, gar von Dmagogie zu spüren? Ich kann Herrn D. L. versichern, jedes meiner Worte, die er Sp. 615 zitiert, ist ganz sachlich von mir gemeint; selbst den Satz von der Pfarrgehilfin, die doch noch auf dem Plane erscheine, habe ich meiner Erinnerung nach nicht „triumphierend" niedergeschrieben. Und ich rede auch nicht „gegen" Jemanden, sondern „über" Jemand, und der Jemand ist hier, wie ich an einigen Stellen deutlich sage, für mich nicht der Apostel selbst, sondern ein unbekannter Apostelschüler; mir aber bei diesem Reden die Peitsche in die Hand zu geben, ist eine grobe Verzeichnung. Mit Peitschenhieben schlägt man, wenn man etwa ins unsachliche Polemisieren gerät, nicht wenn man Überliefertes von einer bestimmten Denkweise aus sachlich beschreibt. Mehr darf ich über mich selbst nicht sagen und muß es den Lesern der beiderseitigen Zeitschriften überlassen, über D. L.s Charakteristik meiner Schreibweise zu urteilen.

Doch ich schreibe hier nicht bloß zu persönlicher Abwehr, sondern weil ich versuchen will, die Sache an meinem Teil zu klären[1]).

D. L. hat sich daran gestoßen — und hieraus erklärt sich wohl die Schärfe seiner Polemik zu einem Teil — daß ich vom Mythos in der Genesis und in der Begründung des Paulusschülers rede. Genauer spreche ich aber (Sp. 422) vom Mythos „mit ganz bestimmten Einzelheiten, aber auch in haggadischer, einseitig den Mannesstandpunkt rechtfertigender, die Frau herabsetzender Erweiterung". Ich hätte das näher ausführen sollen. Worauf beruft sich denn der Text? Nicht auf die Schöpfungsordnung im ganzen — ich kann wiederum Herrn D. L. versichern, daß auch ich eine Schöpfungsordnung kenne, der ich mich beuge — sondern erstens auf das mythische Einzelmotiv (das auch viele geachtete Mitarbeiter der AELKZ für mythisch halten): daß Eva aus der Rippe Adams gebildet, also später als er gestaltet worden sei — dieses Detail scheint mir für die wahre Schöpfungsordnung wahrhaftig nicht wesentlich zu sein, damit entfällt ihm auch jede theologische Beweiskraft. Zweitens auf die nicht einmal exegetisch richtige Bemerkung, daß nicht Adam, nur das Weib sich habe verführen lassen, womit wahrscheinlich auf einen über die biblische Überlieferung hinausgehenden haggadischen Mythus angespielt ist[2]). Das sind die zwei Punkte, auf die der Paulusschüler sich stützt, um der Frau das Lehren in der Gemeinde zu verbieten, und das sind Begründungen, die man sich in der Tat näher ansehen muß, ehe man auch die heutigen Kirchen, die Kirchen der Reformation, auf das Lehrverbot verpflichtet.

So wird nun deutlicher, weshalb man hier wirklich ganz sachlich von jüdisch-rabbinischem Biblizismus, von seltsam rabbinischer, vorchristlicher, unchristlicher, antiker, jüdischer, von wahrhaft vorsintflutlicher[3]), rabbinisch-haggadistischer „Begründung" reden muß. Jedenfalls wird man tiefer in die Sache eindringen, auf Wesentliches hinweisen müssen, wenn man das Lehrverbot aus der „Schöpfungsordnung" begründen will. Und es ist sehr die Frage, ob wir theologisch berechtigt sind, den Begriff der Schöpfungsordnung so starr zu fassen, daß sich mit ihm ein Lehrverbot für alle Zeiten und für alle Frauen recht-

[1]) Zur Ergänzung vgl. die Bemerkungen von Margarete Fromm in Nr. 31 des Protestantenblatts, die nur aus W. L. ein L. W. macht und auch nicht auf meinen Artikel eingeht. Um so wertvoller sind mir ihre eigenen Bemerkungen über die Konsequenzen einer wörtlichen Auffassung der Redeverbote und die über die Geschichte vom Sündenfall.

[2]) Auf den rabbinisch-apokryphen Mythus, Eva sei von der Schlange zur Unzucht verführt worden; vgl. M. Dibelius Handbuch zu 1. Tim. 2, 14 und meinen Kommentar zum 2. Kor. Sp. 323 f.

[3]) Wenn ich die Begründung „wahrhaft vorsündflutlich" genannt habe, so ist dieser Ausdruck insofern schief, als sowohl die Geschichte der Genesis als ihre rabbinische Ausspinnung aus der nachsintflutlichen Zeitepoche stammt; vorsündflutlich ist nur als starker, übertreibender Ausdruck für vorchristlich und überlebt zu verstehen.

fertigen läßt. Neben der alten Auffassung von der Schöpfung gibt es ja doch noch eine neue in Christo und im Geist gegebene; neben der alten Schöpfung steht die neue. Von ihr zeugt Paulus in dem Wort von der Einheit auch von Mann und Frau in Christo, und wenn er vielleicht damit auch wirklich, wie D. W. L. meint, nur den gleichen Anteil an der Erlösung und am Erbe gemeint hat, so gehört zu beidem sachlich doch auch der gleiche Anteil am Geist und an der Erkenntnis des Glaubens. Das Wort hebt selbstverständlich — darauf weist D. L. mit Recht — nicht alle Unterschiede auf, eröffnet aber doch weite Möglichkeiten. Dazu gehört ganz gewiß die Zulassung einzelner durch ihr Studium, durch ihre persönliche Eignung und durch den Geist, der sie treibt, berufener Frauen zum Dienst am Wort. Ich werde gewiß den Kirchen nicht raten, den Frauen die Tore nun weit aufzumachen. Prüfung und Sichtung wird geboten sein. Aber wenn sich Frauen finden, die der Prüfung standhalten, soll man sie nicht mit dem Hinweis auf eine „Schöpfungsordnung" abstoßen — im Namen einer „Schöpfungsordnung" haben Welt und Kirche schon viel Unrecht begangen.

Hier stoßen wir nun freilich noch auf ein Letztes: die verschiedene Schriftauffassung, die verschiedene Auffassung vom Worte Gottes. Abermals liefert Herr D. L. eine mich kränkende Mißdeutung meiner Haltung. Weil ich mit vielen anderen Theologen den Mythos der Genesis und das ihn verwertende „Apostel"-wort ablehne, wirft er mir vor, der Satz: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte" werde damit von mir ausgelöscht (Sp. 634). Indem ich den großen Apostel zu einem „unterchristlichen" Lehrer mache, dem man nicht mehr zu folgen habe (!), sollen sich meine Wege von der der Kirche scheiden, in der noch immer das Wort Gottes gelte; unerträglich müsse es der Kirche erscheinen, wenn einer ihrer Hochschullehrer so mit der Schrift umgehe und in diesem Sinne die künftigen Prediger unterrichte; ... endlich das stärkste: mit unüberbietbarer Respektlosigkeit behandelte ich den großen Apostel und Lehrer der ganzen Christenheit. ...

Ich verstehe, daß D. L. sich über einige meiner Worte geärgert hat. Aber was er hier über mich sagt, ist unverantwortlich. Erstens legt er mir seinen Schriftbegriff unter, der auf dem Alles oder Nichts steht, obwohl er weiß, daß ich und meine Freunde einen anderen Schriftbegriff haben: Die Schrift ist nicht das Wort, sondern das Wort ist in der Schrift. Er mag diesen Schriftbegriff als eine Halbheit verwerfen, er darf aber einem anders denkenden Theologen, der einzelne (gewiß ihm, L., wesentlich dünkende) Schriftinhalte ablehnt, nicht nachsagen, er lösche „das Wort" aus. Weiß er doch, daß der schöne Spruch, den er anführt, auch für uns gilt, nur in anderer Weise.

Zweitens: Wenn wir Exegeten unterchristliche Gedanken im Neuen Testament finden, haben wir die Pflicht das auch öffentlich zu sagen, gerade auch auf dem Katheder. Wir folgen dann dem großen Vorbild des Wittenberger Universitätsprofessors Luther, auf dessen bekannte Kritik am Jakobusbrief die oben genannten Verdikte D. L.s (Respektlosigkeit, Peitschenhiebe usw.) gleichfalls anwendbar wären, und leisten an unserem bescheidenen Teile auch der Kirche einen Dienst. Gewiß wird sich in unsere Lehre manches Subjektive und Persönliche einmischen. Aber theologische Studenten sind ja auch keine Knaben, sondern heranwachsende Männer, die die Freiheit und die Verantwortung persönlicher Entscheidung haben.

Drittens: unüberbietbare Respektlosigkeit: wenn meine Worte wirklich respektlos sein sollten, auch dann wäre das „unüberbietbar" eine böse Phrase. Aber ich war nicht respektlos. Meine sachliche Darlegung wäre selbst dann nicht respektlos, wenn sie nicht auf einen unbekannten Apostelschüler, sondern auf den Apostel sich bezöge. Sachlich getriebene, religionswissenschaftliche Kritik kann niemals respektlos sein, weil ihr letztes Ziel doch das Verstehen und Begreifen ist, das Begreifen des Geschichtlichen in seiner Geschichtlichkeit! Und nichts Anderes ist mein Anliegen gewesen.

Für zwei Dinge bin ich Herrn D. L. dankbar: daß er (in II) mich in reichlichen Einzelzitaten zu Worte hat kommen lassen und daß er doch auch sachliche Auseinandersetzung bietet. Zu letzterer rechne ich u. a. den Hinweis auf Jesus und sein Verhalten. Nur daß meiner Meinung nach die Tatsache, daß Jesus nie den Frauen Lehrauftrag gegeben, für die Gegenwartsfrage nichts beweist; denn es handelt sich doch jetzt um die theologische Frage, die der Kirche gestellt ist, ob nicht in dem Drange einzelner Frauen nach dem Predigtamt etwas von dem durch Jesus gekommenen Geiste weht, von dem es heißt, daß er in alle Wahrheit leite.

Wichtig für die Diskussion ist auch die Bemerkung D. L.s, das Weissagen in 1. Kor. 11 sei ein „Charisma", keine Folge eines Studiums, und man dürfe doch die Theologinnen von heute nicht mit jenen Weissagenden gleichstellen. Sie selbst wollen wissenschaftlich gebildete Theologinnen, nicht „weissagende" Frauen sein, usw. (Sp. 633 f.).

Hierzu ist zu sagen, einmal, daß 1. Kor. 11 neben dem „Prophezeien" auch das Beten der Frau vor der Gemeinde von dem Apostel zugelassen wird, und zu wiederholen (vgl. CW Sp. 415), daß die Aufzählung kaum als erschöpfend gelten kann, also vielleicht auch ein „berufenes" Lehren hineinzunehmen ist. Sodann, daß die Gabe der „Lehre" auch nach D. L. nicht zu den Charismen gehört, die „zurückgezogen" sind. Wenn sich nun zeigt, daß heute diese Gabe auch einigen Frauen geschenkt ist, soll, darf die Kirche der Gegenwart solche Gabe des Geistes dämpfen? Und wenn man einwerfen wollte: „Wer weiß es denn, daß solche Gabe von oben ist"? — ja wie steht es mit den männlichen Theologen, orthodoxen und nichtorthodoxen: hat die Kirche Gewißheit, daß die Gabe aller der Männer, die sie zuläßt, von oben ist?

Endlich, die Verbote der apostolischen Überlieferung sind auch darum der Kirche der Gegenwart nicht als „Gesetze" aufzuerlegen, weil ja die Theologin, d. i. die durch wissenschaftliches Studium und durch noch Innerlicheres für den Dienst am Wort sich vorbereitende Frau für die Kirche des Urchristentums eine unbekannte Erscheinung ist. Gewiß ist für die Frau, die der Kirche ihren Dienst anbietet, sehr ernste Gewissensprüfung geboten, und für die Kirche, die ihren Dienst annimmt, ernste Beratung und Prüfung; aber wenn die Prüfung auf ein ernstes Wollen und Können stößt, dann dürfen Worte der Bibel, die unter ganz anderen Verhältnissen und von ganz anderen, zum Teil uns fremd gewordenen Voraussetzungen aus gesprochen sind, nicht mehr in gesetzlicher Weise angewendet werden. Das wäre katholisch, vielleicht reformiert (gereformeerd), vielleicht auch luthérisch, aber nicht wahrhaft Lutherisch gedacht. Und wenn in Holland Pfarrerinnen bereits in reichem Segen wirken, dann darf ein deutscher Lutheraner, der diese Pfarrerinnen und die von ihnen betreuten Gemeinden gar nicht kennt, nicht einfach erklären, man habe dort den Weg der Schrift verlassen. In der „Schrift" steht auch das Wort von den Früchten und das andere vom Pneuma, das weht wie es will (und nicht immer so wie die — wie wir Schriftgelehrten wollen).

„Schrift" wider „Schrift", das ist eben nach Gottes Willen die Situation, in der wir Theologie treiben müssen. In dieser Situation ist auch die wissenschaftliche und die thoelogisch-kirchliche Frage nach der Lehrberechtigung der Frau in der Kirche zu erörtern.

Kiel Hans Windisch

Das deutsche Bücherjahr

Die sich ständig fortsetzende Produktionskrisis auf dem Büchermarkt, die Existenznot der deutschen Schriftsteller und vor allem die Not derjenigen deutschen Geistesproduktion, die infolge ihrer Beziehungslosigkeit zur Mode und der Höhe ihrer Qualität nur auf einen kleinen Kreis von Lesern rechnen kann, zwingen dazu, sich mit den Vorgängen auf dem deutschen Büchermarkt mehr zu beschäftigen, als es bisher üblich gewesen ist. Es handelt sich ja bei der Bücherproduktion nicht, wie bei der Fabrikation anderer Warengattungen, ausschließlich um einen wirtschaftlichen Vorgang. Die Bücherproduktion ist stets ein geistiger und kultureller Vorgang, von dem aus Rückschlüsse auf den geistigen und kulturellen Zustand eines Volkes ohne Weiterse geboten sind. Die fortwährenden Klagen, die wir an den verschiedensten Stellen bei den Schriftstellern, im Publikum, bei den Buchhändlern und Verlegern, bei den Antiquaren hören können, nützen nichts, wenn sie nicht dazu führen, immer wieder sachlich jede Gelegenheit wahrzunehmen, die Produktion geistig und wirtschaftlich zu untersuchen und nach Möglichkeiten der Besserung und Abhilfe zu forschen.

Soeben erscheint nun die statistische Übersicht über die deutsche Bücherproduktion im Jahre 1929 und es werden aus dieser statistischen Übersicht die Zahlen verbreitet, daß wir 1929 insgesamt 22164 Neuerscheinungen und 4838 Neuauflagen, also zusammen 27002 selbständige Druckschriften produziert haben, gegenüber 27794 Druckschriften im Jahre 1928. Mit diesen Ziffern arbeitet nun die Öffentlichkeit propagandistisch im allgemeinen gegen eine positive Einstellung zum Buch, indem auf diese Riesenzahl mit allgemeinen Zusätzen reagiert wird. Man behauptet etwa, daß die Deutschen eine solche Riesenproduktion unmöglich verbrauchen können und infolgedessen die Not am Buchmarkt herrsche. Man fügt noch die Zahl der Zeitschriften, die mit 7303 angegeben werden, hinzu und spricht dann von 34305 bibliographischen Einheiten, kurzum, man benutzt diese Ziffern, ohne sie genauer zu untersuchen, letzten Endes zu einer Stimmungsmache gegen das Buch.

Es ist aber viel gerechter und sachlicher, sich die genannten Ziffern einmal genauer anzusehen. Auch das Publikum hat ein Interesse daran, denn es wird dem einzelnen Buch viel gerechter gegenüberstehen, wenn es weiß, daß wir Deutschen im Grunde genommen keine Überproduktion treiben, sondern als Kulturvolk im selben Rahmen wie England und Frankreich produzieren. Hier ist zuerst zu bemerken, daß die Statistiken von England und Frankreich auf ganz anderen Grundlagen aufgebaut werden als bei uns, so daß sich aus diesem Grunde schon andere Ziffern ergeben müssen. Die deutsche Statistik zählt alle in Buchform, als Broschüren und Flugblätter aufgezählten Neuerscheinungen und Neuauflagen für das gesamte deutsche Sprachgebiet, also auch für Österreich, die deutsche Schweiz, das deutschsprachige Ausland im weiteren Sinne zusammen. Jene 27002 Druckschriftentitel umfassen also nicht etwa nur die „schöne Literatur" oder die Populärwissenschaften, sondern alles was irgendwie auf 27 Wissenschaftsgebieten gedruckt wird, also alle Arbeiten des Buch- und Schriftwesens der Bibliotheken, Hochschulen, Gelehrtengesellschaften, Wissenschaftskunde, Theologie, Mythologie, Rechtswissenschaft, Nationalökonomie, Politik, Statistik, Sozialwissenschaft, Medizin. Naturwissenschaft, Mathematik, Philosophie usw., und hier wohlgemerkt nicht nur das, was den Umfang eines sogenannten Buches hat, sondern auch das kleinste selbständige Flugblatt von 1 oder 2 Seiten und die kleinste Broschüre, die Jemand aus privatem Vergnügen auf seine Kosten drucken läßt. Es ist also ein Fehler von vornherein, die Ziffer der Gesamtproduktion anzuwenden auf die Urproduktion von Kunst und Literatur, von schöpferischer Wissenschaft in dem Format großer Werke.

Hier muß man nun den Bearbeitern der Statistik zuerst zur Klärung der Verhältnisse zwei Forderungen entgegensetzen. Es genügt nicht, die Titel zusammenzuzählen, um eine große Zahl dann in die Öffentlichkeit zu schleudern, sondern es muß festgestellt werden, wie die einzelnen Bücher sich nach ihrem Umfang gruppieren. Vielleicht bekommt man dann auf einmal zu erfahren, daß zwar 27002 Titel gedruckt worden sind, darunter aber etwa die Hälfte Druckschriften, von denen jede nicht mehr als 16 bis 32 Seiten umfaßt. Und weiterhin muß die Statistik feststellen, in welcher Auflagenhöhe dann jede Druckschrift erschienen ist. Wenn man nämlich erfährt, daß viele Tausende dieser Druckschriften nur in einer ganz geringen Auflage, wie es bei den Wissenschaften meistens üblich ist, erschienen und infolgedessen sofort bei Erscheinen vergriffen, also für den öffentlichen Büchermarkt nicht mehr greifbar sind, dann wird man erkennen, daß wiederum jene Gesamtziffer von 27002 Titeln nicht so schwer wiegt, wie es heute bei dem modischen Gerede der Überproduktion erscheint.

Erfreulicherweise ordnet die Statistik die Gesamtproduktion nach 27 Wissenschaftsgebieten. Der Anteil der Wissenschaftsgebiete an der Gesamtproduktion ergibt nun für die neueren Sprachen und Literaturen in ihrer Urproduktion, also für das, was wir „schöne Literatur" nennen, 15,45%. Mit andern Worten beinahe 85% der gesamten deutschen Buchproduktion fallen auf das Gebiet der Wissenschaften, und es ist interessant festzustellen, daß die Religionswissenschaft 7,70%, die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften mit Politik und Statistik 7,80%, die Rechtswissenschaft 5,87% und die technischen Wissenschaften mit Handwerk 5,99%, dazu die Schulbücher mit Stenographie 6,95% und die Jugendschriften 5,54% ausmachen. Wenn man bedenkt, daß die schöne Literatur schließlich alle Deutschen interessiert, also mindestens 100 Millionen Menschen in der Welt, daß aber die Theologie, oder die Rechtswissenschaft, oder die technischen Wissenschaften doch nur Fachkreise interessieren können, so sieht man, daß, da die Theologie für sich allein 7,70% gegenüber 15,45% der schönen Literatur ausmacht, keine Rede von einer Überproduktion in der schönen Literatur sein kann. Die Titel zählen dann auch bei der schönen Literatur für das Jahr 1929 3300 Exemplare, dazu treten 872 Neuauflagen, so daß sich insgesamt 4172 Titel ergeben, die, mit 1928 verglichen, sich um 319 Titel vermindert haben! Wir haben also gegenüber 1928 eine Verminderung von fast 10%. Hier ist zu beachten, daß diese 3300 Neuerscheinungen nicht etwa nur Romane umfassen, sondern ebenso Dramen wie Gedichtbücher, kurzum das gesamte Gebiet des freien Schriftstellers, der nicht wissenschaftlich einzuordnen ist. Wer sich ehrlich umschaut, bemerkt heute wieder eine auffallend starke Zunahme von Neuerscheinungen von Gedichtbänden, vor allen Dingen in völliger abseits der großen Literatur arbeitenden kleinen Verlagen bzw. Druckereien. Es geht schon daraus hervor, daß wieder sehr viele Lyriker in Deutschland ihre Gedichte auf eigene Kosten drucken lassen. Dies hängt wohl mit der Not am Büchermarkt zusammen, aber innerhalb der Statistik zählen die Titel der Selbstkostendrucke voll und verfälschen also das Bild der wirklichen Produktion. Bei den 3300 Neuerscheinungen vermissen wir wieder eine Statistik über die Auflagenhöhe. Es ist natürlich ein großer Unterschied, ob ein Buch und mancher Gedichtband, oder manches Drama nur in 300, 500 oder 1000 Stücken gedruckt an Freunde verteilt wird und dann verschwunden ist, oder ob ein Roman auf einmal mit 30 oder 50000 Exemplaren den Markt überschwemmt. Wir kranken ja nicht an einer

Überproduktion von Einzelwerken, sondern von Auflagen. Hier muß die Statistik eingreifen.

Man muß auch beachten, daß unter den 3300 Neuerscheinungen sämtliche Übersetzungen und fremdsprachliche Neuerscheinungen einzuzählen sind. Die schöne Literatur hat im Jahre 1929 568 Übersetzungen herausgebracht und 95 Bücher in fremden Sprachen. Gegenüber 1928 ist hier zwar ein erfreulicher Rückgang von 70 Titeln zu verzeichnen, aber dieser Rückgang ist vielleicht buchmarktmäßig, was wir in der jetzigen Statistik leider nicht feststellen können, zerstört worden, indem die anderen Neuerscheinungen in übergroßen Auflagen, wie sie bei den „Romanen der Welt" oder bei der Produktion eines Wiener Verlages üblich sind, gedruckt wurden. Interessant ist, daß die englisch-amerikanischen Übersetzungen mit 233 Stück für die schöne Literatur an der Spitze marschieren, dann folgt Frankreich mit 109 Stück, Rußland mit 59, Dänemark und Norwegen mit 58, Schweden mit 20, Italien mit 16, Flamland und Holland mit 10 und die übrigen Länder mit weniger als 10 Büchern. Das kleine Ungarn ist zwar mit 9 Büchern vertreten, während unser wichtiger Nachbar Polen, den kennen zu lernen wir alle Ursache haben, nur mit 6 Titeln übersetzt wurde. In fremden Sprachen erschienen 32 französische, 24 englisch-amerikanische, 18 italienische und 9 russische Titel der schönen Literatur. Auffallend ist, daß 30 Titel aus dem Gebiete der Musik, des Tanzes, des Theaters und Kinos bei uns in russischer Sprache erschienen!

Ein Vorwurf, den man in breiter Öffentlichkeit sehr oft hören kann, ist, daß die Verleger ihre Neuerscheinungen zu stark saisonmäßig zusammendrängen, insbesondere in den letzten Monaten vor Weihnachten. Dadurch ergab sich der Eindruck eines Wolkenbruches von Büchern, wie Josef Hofmiller es einmal genannt hat. Und Hofmiller ist es gerade gewesen, der die Verleger aufforderte, ihre Produktion über das ganze Jahr zu verteilen, um dieser Hochflut zu entgehen. Ganz abgesehen davon, daß die Verleger die Terminbestimmung ihrer Neuerscheinungen nicht in der Hand haben, sondern abhängig sind von der Fertigstellung der Manuskripte, von der Forderung der Autoren, von den Zeiten, in denen das Sortiment (Ladenbuchhändler) Neuerscheinungen zu bestellen geneigt ist (und dies ist nur im Frühjahr und Herbst der Fall), so erweist die Statistik, daß die Neuerscheinungen schon längst über das ganze Jahr verteilt werden. Als stärkste Produktionsmonate stellen sich sowohl 1928 wie 1929 die Monate März, Juni, Oktober, November, Dezember heraus, aber auch in den andern Monaten sinkt die Produktionsziffer nicht unter 1424 im Monat Mai als tiefster Ziffer gegenüber 2466 im Monat November als höchster Ziffer. Stellt man die Produktion vierteljährlich zusammen, so ergibt sich die schwächste Produktion für das dritte Vierteljahr mit 5811 Büchern, während das vierte Vierteljahr die höchste Produktion mit 7812, das erste und zweite Vierteljahr aber mit 6727 und 6649 zu verzeichnen ist. Man sieht, es liegt also schon eine Gesamtverteilung der Produktion über das ganze Jahr vor. Man kann also die Behauptung, daß die Verleger ihre Neuerscheinungen auf das Frühjahr und besonders auf den von Weihnachten vorbestimmten Herbst massierten, nicht aufrecht erhalten. Daß die Produktion in den Sommermonaten Juli, August am schwächsten ist, gilt nicht nur als Wirtschaftsgesetz für die Bücher, sondern für die meisten Warengattungen und beruht in der Emanzipation des sich erholenden Publikums vom materiellen Leben.

Schließlich ist auch noch ein Blick auf die Ladenpreise allgemein ergebnisreich. Die Statistik hat berechnet, daß derjenige, der sämtliche Neuerscheinungen der schönen Literatur im Jahre 1929 kauft, 12 363 Mark dafür aufwenden muß; kauft er aber sämtliche Neuerscheinungen aus dem Gebiet von Kunst und Kunstgewerbe, so muß der Käufer 26 672 Mark, bei der Medizin 14 275 Mark, bei den technischen Wissenschaften 11 028 Mark, bei den Naturwissenschaften 10 540 Mark, bei der Rechtswissenschaft 10 157 Mark und bei der Staats- und Wirtschaftswissenschaft, Politik und Statistik 9133 Mark und bei der Geschichte 8225 Mark aufwenden. Man sieht also, daß auch hier die schöne Literatur durchaus nicht an der Spitze marschiert, und nicht anders ist es mit der Berechnung des Durchschnittsladenpreises. Hier hat die Statistik festgestellt, daß das Buch der schönen Literatur durchschnittlich auf einen Ladenpreis von 3.06 Mark kommt. Vergleicht man diese Ziffer mit der Friedensziffer, so erkennt man, daß wir durchaus nicht teurer geworden sind, und daß der Ladenpreis der schönen Literatur im Verhältnis zu den Produktionskosten viel zu billig geblieben ist. Schon die Theologie erreicht einen Durchschnittsladenpreis von 3.06 Mark, und nur die Schulbücher und Jugendschriften verbleiben, wenn wir von den Kalendern usw. absehen, mit 1.84 Mark und 1.86 Mark aus begreiflichen Gründen unter der schönen Literatur. Sämtliche anderen Wissenschaftsgebiete der Buchproduktion haben einen höheren Durchschnittsladenpreis als 3.06 Mark der schönen Literatur. Es ist also unverantwortlich, wenn im Publikum oder auch bei Buchhändlern Redensarten darüber aufrecht erhalten werden, daß das belletristische Buch teuer oder zu teuer sei. Auch hier erweist sich wieder, daß die Not des deutschen Buches und des deutschen Schriftstellers sich vom zu niedrigen Ladenpreis herleitet.

Vergleichen wir zum Schluß noch die Produktionsziffern der Jahre 1920 bis 1929, so stellen wir fest, daß 1920 27 793 Bücher produziert, 1925 die höchste Höhe mit 31 595 erreicht wurde und seitdem ein ständiger Abstieg, mit einer Unterbrechung im Jahre 1927, erfolgt ist. Auch gegenüber der Vorkriegszeit ist die Produktionsziffer des deutschen Verlages fühlbar zurückgegangen.

Die Durchsicht der deutschen Bücherproduktion im Jahre 1929 ergibt also die Ungerechtigkeit der Vorwürfe einer Überproduktion, einer zu teueren Ladenpreishöhe, einer zu starken Saisonkonzentration für die schöne Literatur mit Sicherheit. Sie erweist weiterhin, daß die Zahl der Übersetzungen im Verhältnis zur Gesamtproduktion noch immer zu groß ist, besonders wenn man berücksichtigt, daß fast alle übersetzten Romane in riesenhaften Auflagen herauskommen. Das deutsche Publikum sollte sich endlich davon überzeugen, daß es ehrlichstes Bestreben aller am deutschen Buch beteiligten Kreise ist, ihm das Beste auf die billigste Art zu vermitteln. Es bedarf nur der Hilfe von Seiten des Publikums, indem dieses von sich aus nicht fortwährend jeder Modepsychose erliegt, sondern seinen individuellen Geschmack und seine individuellen Wünsche auch gegenüber dem Buche wieder in Anwendung bringt. Heute leidet die Buchproduktion und damit die deutsche Kultur darunter, daß das Publikum mit den Erscheinungen einer Psychose sich einzelnen Büchern bis zu Millionenauflagen zuwendet und dafür Hunderte von wertvollen anderen Büchern bis zur Vernichtung vernachlässigt. Hier kann nur die allmähliche Wiederkehr einer individuellen Kultur Abhilfe schaffen. Dazu sollten alle Kreise, denen eine deutsche Kultur noch am Herzen liegt, tatkräftig beitragen.

Berlin Hanns Martin Elster

Bücher und Schriften

Aus der akademischen Arbeit. Vorträge und Aufsätze. Von Karl Müller. Tübingen, Mohr 1930. 356 S. 12.50, geb. 15.50 M.

So oft ich in dieser Zeitschrift neue Teile von Karl Müllers Kirchengeschichte angezeigt habe, hat mich dabei ein Gefühl des Bedauerens beschlichen. Darüber daß dieses an Erkenntnis und Urteil so reiche Werk, das, wie vielleicht kein zweites, mit dem Grundsatze Ernst machte, die Geschichte der Kirche als einen Teil der Weltgeschichte darzustellen und ihr Werden in den großen Zusammenhang der allgemeinen Geschichte einzurücken, seiner Anlage und ersten Bestimmung nach in seiner Wirkung auf den Kreis der Lernenden und Lehrenden beschränkt bleiben mußte und der großen Masse der deutschen Gebildeten ferner blieb. Die Hingabe nahezu eines vollen Gelehrtenlebens an dies Werk war entsagungsvoll; darüber konnte auch die dankbare Anerkennung, die ihm zuteil wurde, und sein unverkennbarer Einfluß auf die Wissenschaft nicht täuschen. Wer die Aufsätze und Abhandlungen seines Meisters über Einzelprobleme der Kirchengeschichte kannte, die daneben aus seiner Werkstatt kamen, und an ihnen seine Kunst bewunderte, auch schwierigste und verwickeltste Fragen zu durchschauen und aufzuklären, der durfte wohl fragen, ob die Bindung an die Aufgabe der Herstellung eines Lehrbuches der Kirchengeschichte nicht zu teuer erkauft sei, ob eine historische Kraft von solchem Range nicht noch größere und fruchtbarere Aufgaben hätte lösen können. Freilich verstummte diese Frage immer wieder, wenn man dann sah, wie jene Aufgabe hier angefaßt und erfüllt wurde.

In seiner „Selbstdarstellung", die Karl Müller den eben erschienenen „Vorträgen und Aufsätzen" vorangeschickt hat, bezeugt er selbst, daß ihm dies Werk zwar mit dem Zwange, über der Einzelerscheinung nie die Fülle des geschichtlichen Lebens aus dem Auge zu lassen und sie im Zusammenhange mit dem Ganzen zu schauen, Nutzen gebracht habe, aber doch zu einer Kette geworden sei, um deren Willen er auf Vieles habe verzichten müssen, was des Wissenschaftlers reinste Freude ist; daß er sich um seinetwillen immer wieder von der bis ins Letzte eindringenden Beschäftigung mit großen und schönen Problemen habe losreißen müssen. Nun übersieht man das Verzeichnis seiner sonstigen Arbeiten, so wird man ja sagen dürfen: Er hat uns wahrlich noch genug daneben geschenkt. Und zwar gleicherweise aus allen Zeiten der Kirchengeschichte; vor allem gerade auch aus der Zeit, der die Vorliebe Harnacks und seiner unmittelbaren Schüler (zu denen er nicht zählt) weniger gehörte, aus dem Mittelalter, wie aus der Zeit der alten Kirche und der Reformation, wobei sich seine Arbeit auch auf den von jenen vernachlässigten Calvin und der Hugenotten lenkte.

Aber noch in einer andern Beziehung hat allerdings jenes zur eigentlichen Lebensaufgabe gewordene Werk Müllers eine Schranke gezogen: es hat ihm wenig Zeit gelassen, die Ergebnisse seiner Forschung auch weiteren Kreisen zu vermitteln. Nur verhältnismäßig wenig hat er sich an diese — in den „Preußischen Jahrbüchern", in der „Christlichen Welt", in den „Deutsch-Evangelischen Blättern", in Württembergischen Zeitungen, in gemeinverständlichen Vorträgen — gewandt. Um so dankbarer ist die vorliegende Sammlung zu begrüßen, in denen er solche Aufsätze mit anderen, die gleicherweise das Interesse jedes Gebildeten beanspruchen dürfen, vereinigt hat. Wirklich jedes Gebildeten, denn es ist das Besondere dieser Aufsätze, wie einfach und klar, wie verständlich und unpathetisch hier von großen und schwierigen geschichtlichen Erscheinungen geschrieben wird. Das beinah grundsätzliche Vermeiden von Werturteilen und von aufdringlichen Unterstreichungen und effektvollen Beleuchtungen, um dem Leser, sei es Bewunderung oder Entrüstung, zu suggerieren; das Zurücktreten des Darstellers hinter der Sache laßt diese nur um so stärker und deutlicher sprechen. Wer könnte die beiden ersten Aufsätze über „Das Reich Gottes und die Dämonen in der alten Kirche" und über „Die Forderung der Ehelosigkeit für alle Getauften" lesen, ohne die ungeheure Kluft zwischen dem alten Christentum und dem unsrigen zu empfinden, — obwohl dies in dem ersten z. B. so wenig betont ist, daß ein Kollege einer andern Fakultät nach dem Hören des Vortrages äußerte: „Und das glaubt nun der Mensch!" Wer möchte die Aufsätze über „Die Bartholomäusnacht" und „Die Aufzeichnungen flüchtiger Hugenotten" ohne tiefste Ergriffenheit aus der Hand legen! Und von einer wie wunderbaren Gerechtigkeit sind die Aufsätze über „Konstantin den Großen und die christliche Kirche" und, aus einer ganz andern Welt, über „Die religiöse Erweckung in Württemberg am Anfang des 19. Jahrhunderts". Ist in der „Kirchengeschichte" wohl manchmal die Schilderung der großen Persönlichkeiten vermißt worden, so wird man hier aus dem Aufsatz über „Calvin und die Anfänge der französischen Hugenottenkirche" sehen, daß sich auch dies aus der Anlage jenes Werkes erklärt, die ein Verweilen bei den Einzelnen nicht gestattete: plastischer als auf diesen wenigen Seiten kann die Gestalt Calvins kaum gezeichnet werden. — Wir können nicht dringend genug wünschen, daß diese gesammelten Vorträge und Aufsätze nun auch wirklich die Leser erreichen möchten, für die sie bestimmt sind, und würden traurig sein, wenn der ungeschichtliche Sinn der Gegenwart an dieser Gabe vorüberginge.

Der nun auch schon 78 jährige Verfasser hat der Sammlung eine kurze Selbstbiographie vorausgeschickt. Deutlich läßt sie erkennen, welche Bildungselemente am stärksten auf sie gewirkt haben: die Herkunft aus schwäbischem Theologenblut, das Preußische Deutschland, die beiden Brüder Weizsäcker, der Theologe und der Historiker, von denen dieser sein Schwiegervater wurde, die Neubelebung des kirchengeschichtlichen Interesses durch Harnack, die Freundschaft mit der Theologengeneration der Grafen Jülicher, Wrede, Heitmüller, der ständige Verkehr mit der studierenden Jugend, besonders im Seminar, von dem er bekennt, ihm die besten Erleuchtungen zu verdanken. — Das Buch trägt den Charakter einer Abschiedsgabe an sich; wir hoffen doch, es wird nicht die letzte Gabe sein, die der Verfasser uns bringt.

Erich Foerster

Was sollen wir tun! Christliche Antworten auf politische Fragen. Von D. Magdalena von Tiling. Heft 1: Vom Sinn der Ordnungen menschlichen Lebens. Heft 2: Ehe und Familie. 1929 und 1930; Bethel, Gnadauer Verlag; je 50 Pfg.

Von der besseren Gerechtigkeit. Erläuterungen zur Bergpredigt. Von derselben. 1930; Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1.60 M.

Die energische und geistig bedeutendste unter den Führerinnen der deutsch-nationalen Frauen darf gewiß sein, daß ihre Schriften auch von Leuten eines anderen Standpunktes aufmerksam und aufgeschlossen gelesen werden. Dazu ist ihr Unternehmen, mit den Mitteln der Theologie Gogartens dem konservativen Programm eine tragfähige Grundlage zu geben, viel zu interessant, ganz abgesehen von dem sympathischen Ernst und der Wärme, die ihren Schriften eignet. Ein solcher Versuch letzter Besinnung ist ganz gewiß aller Ehren wert.

Soll ich nun diesen Versuch charakterisieren, so möchte ich sagen: Sie sucht das Sollen aus einem Sein abzuleiten, will die Antwort auf das: Was sollen wir tun? aus der Besinnung auf die Schöpfungsordnung finden. Ist das möglich? Ich meine: Nein. Aus der Erkenntnis unseres Seins ergibt sich immer nur eine Erkenntnis unseres Könnens und Nichtkönnens, unseres Wissens und Nichtwissens, aber nicht unseres Sollens. Man kann aus der Tatsache der Geschlechtlichkeit des Menschen unter der Voraussetzung des Schöpferglaubens wohl die Bestimmung des Menschen zur Ehe herleiten und begründen, daß der Forderung, diese Geschlechtlichkeit zu ersticken, im Widerspruch zu jenem Glauben steht, — aber kann man daraus auch die Forderung der lebenslänglichen Einehe begründen? Das kann man doch wohl nur aus dem Gemeinschaftsgedanken heraus (so auch Brunner in „Zwischen den Zeiten", 1930, Heft 1, S. 47), aus dem Nachweis, daß nur diese Form des Verkehrs der Geschlechter dem Gebot der Nächstenliebe, wenn es ganz ernst genommen wird, entspricht oder wenigstens entsprechen kann. Einehe soll sein, weil wahre Gemeinschaft sein soll. Und weshalb soll sie sein! Weshalb ist nun ein solcher Gebrauch unserer natürlichen Gaben und Kräfte, wie unserer gegebenen zeitlichen Situation richtig, bei dem wahre Gemeinschaft intendiert ist? Ich weiß darauf keine andere Antwort wie die: Weil es der Glaube an Christus erfordert. Weil der Glaube an Christus verleugnet wird, wo der Mensch sich diesem Gebot nicht unterwirft. Aus dem Schöpfungswillen Gottes scheint mir nur gefolgert werden zu können: Gott will Leben, Fortpflanzung und deshalb Verkehr der Geschlechter; aber, daß Gott nur diese eine Art der Gemeinschaft der Geschlechter will, das folgt nicht aus der Offenbarung seines Willens in Christus.

Ich glaube deshalb nicht, daß man aus der Tatsache des „Standes" der Menschen als Mann und Frau soviel herausholen kann, wie Frau von Tiling meint; und sie will ja noch viel mehr herausholen als die lebenslängliche Einehe! — Und wenn es schon auf diesem Gebiet unmöglich ist, die Norm aus dem Sein abzuleiten, wo nur wirklich ein tatsächlich unleugbares Sein — die geschlechtliche Differenziertheit des Menschen — vorliegt, wie viel schwieriger ist das da, wo auch diese Tatsächlichkeit selbst bezweifelbar ist. Daß Gott Mann und Weib geschaffen hat, ist wohl unzweifelhaft, — aber auch daß er den Menschen als Herrn oder Knecht geschaffen hat? Es müßte denn sein, man verstünde darunter, was aber Frau v. Tiling nicht tut, daß Gott jeden Menschen als beides, Herrn und Knecht, zu Dienst und Verantwortung, geschaffen hat.) Kann man wirklich sagen: Die Tatsache, daß Einer als Fürstensohn, der Andere als Proletarierkind geboren wurde, entspreche Gottes Schöpferwillen? Dieses Sein wäre ein Sollen? Und was für ein Sollen? Ist dies Sein dem Menschen gegeben zum Bewahren oder zum Überwinden? Bedeutet „Ordnung des menschlichen Lebens" Erhaltung des einmal Seienden, Gewordenen, und (mit welchem Rechte?) als gottgewollt heilig Gesprochenen, oder umgekehrt Revolutionierung des Seienden als das dem göttlichen Willen Widerstrebenden? Aus dem Sein läßt sich eben das Sollen, aus dem Tatbestand die Absicht Gottes nicht ablesen. Und wo es versucht wird, besteht die Gefahr, daß aus dem Sein Gebote herausgelesen werden, die menschliche Wünsche und Vorurteile erst vorher hineingelegt haben.

Erich Foerster

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Zur Auseinandersetzung zwischen dem europäischen und amerikanischen Protestantismus

In der letzten Nummer des „Christian Century" vom 23. Juli wirft Professor Richard Niebuhr die Frage auf: Können deutsche und amerikanische Christen einander verstehen? Richard Niebuhr, nicht mit Reinhold Niebuhr am Union Seminary zu verwechseln, Dekan des Eden-Seminary der theologischen Anstalt der Evangelischen Synode in Missouri, greift damit ein Problem an, das in den letzten drei Jahren immer dringlicher geworden ist. Er spricht zwar nur von Deutschland, aber er dürfte ruhig Europa einsetzen.

Niebuhr charakterisiert zunächst die religiöse Eigentümlichkeit Amerikas durch das social gospel, diejenige Deutschlands — was auch für den ganzen Kontinent Geltung haben mag — durch eine Neigung zur metaphysischen und konfessionell-theologischen Ausprägung. Er erinnert an die Weltkirchenkonferenz in Stockholm, wo die Predigt des Presbyterianers Wishart vielen Europäern zu einer Offenbarung des amerikanischen religiösen „Aktivismus" wurde, der sogar das Reich Gottes herbeizwingen will. Anderseits entsetzten sich die Amerikaner dort über die theologische Versteifung und eschatologische Geduld der europäisch-lutherischen Religiosität, die es vermeiden wollte, sich so rasch in praktische Tat, Politik und soziale Reformen umzusetzen. Niebuhr hofft nun, daß die beiden Länder und ihre Theologen nicht schon allzuweit in entgegengesetzter Richtung auseinander gegangen seien und dabei die Verständigungsmöglichkeit verloren haben.

Der Deutsche in Niebuhr geißelt die amerikanische Leidenschaft für rasche, kurzsichtige Reformen, die jesuitisch-pragmatische Unbekümmertheit in der Wahl der Mittel, die Ehrfurchtslosigkeit des Amerikaners in seinem Humanismus und Anthropozentrismus, die Hybris eines amerikanischen Provinzialismus, der sich um die alte Welt nicht kümmert. Er weiß, daß heute das social gospel *) vielfach abgewirtschaftet hat, wo es die enge Verbindung mit dem Zentrum Gott verlor und zu einem bloßen sozialen Programm wurde. Das muß schließlich auch zu einer Entmannung des ethischen Willens, zu einer Relativierung des menschlichen Handelns, eben zu jenem Behaviourismus führen, gegen den heute das beste religiöse Amerika zum Kampfe aufgestanden ist, z. B. in dem Sammelband „Behaviourism, a Battle Line" mit Beiträgen von Mc. Dougall, von dem unerschrockenen Bischof Mc. Connell, gegenwärtigem Präsidenten des Federal Council, und einigen Andern.

Der Amerikaner in Niebuhr erinnert aber mit Recht daran, daß das social gospel nicht aus einer oberflächlichen Betriebsamkeit, sondern aus einem Glauben an den Gott hervorging, der sich in Jesus Christus als welterlösenden Willen offenbarte. Das social gospel, recht verstanden, tritt daher nicht als ein Ding an sich, ein Evangelium an sich auf, sondern ruht auf einer Theologie, ebenso wie anderseits die deutsche Theologie einer Ethik und sozialethischen Auswirkung in die Welt bedarf.

Eine Synthese der deutschen Theologie und der amerikanischen Ethik ist aber keine leichte Sache. Sie passen deshalb nicht aufeinander, weil beide zu selbständig und unabhängig auftreten und jede sich zu sehr als das ganze Evangelium gibt. Man spürt in dieser Kritik die oft gehörte Befürchtung, daß die dialektische Theologie in Amerika zwar als ein Gegengift gegen den Behaviourismus, Humanismus, Pragmatismus und z. T. auch gegen den Fundamentalismus wirken könne, aber doch zu sehr eine rein theologische Frage bleibe, um zu einer allgemeinen, christlichen Weltangelegenheit werden zu können. Wenn diese Theologie nur Theologie bleibt, dann wird die Welt in der Tat sagen: „Die Theologen streiten sich, la caravane passe."

Niebuhr lehnt sich daher auf gegen eine einseitige Entweder-Oder-Theologie, oder eine Nichts-als-Interpretation der beiden Stellungen. Eine solche Einseitigkeit, die nur auf einen einzigen Punkt stiert, nur auf den theologischen oder nur auf den sozialethischen würde nicht das ganze Pleroma der christlichen Verkündigung sehen. Nötig ist nach ihm ein drittes verbindendes Glied zwischen den beiden Gegensätzen, und er schaut in dieser Hoffnung aus nach den Bewegungen von Stockholm und Lausanne, zwischen denen eine gewisse Arbeitsteilung und doch wieder Arbeitsgemeinschaft waltet, und in denen Theologie und Ethik zusammen als große gemeinsame Angelegenheit der Christenheit behandelt werden.

Das dritte Verbindende kann nur Christus sein. Aber Christus als eine Realität, nicht als eine Christologie, ebenso wie es sich handeln muß um die Realität Gottes und nicht um Theologie, wenn nicht die Religion zu einem bloßen Wörtern und zu bloßer Psychologie werden soll.

Niebuhr erhofft solchen verbindenden Realismus von der Stellung Tillichs und Alfred Dedo Müllers, worüber wir baß erstaunt sein werden bei der starken Neigung Tillichs zu philosophischer Konstruktion. Er erhofft wenig von der Theologie der Krisis, weil ihre Kritik des social gospel für Amerika destruktiv wirke und weil ihre positive Seite keinen Ansatzpunkt finde in der bisherigen Entwicklung Amerikas. Nur ein Realismus des Glaubens und der Tat kann eine solche Brücke schlagen. Was Niebuhr, in dem zugleich ein Deutscher und ein Amerikaner spricht, hier meint, ist nebenbei gesagt nicht nur ein Beitrag zum Problem der internationalen Wirkung der dialektischen Theologie, deren Art eine besondere Untersuchung verdient *), sondern es ist gleichzeitig eine Illustration zu einem höchst aktuellen Weltproblem, der Auseinandersetzung des europäischen und des amerikanischen Protestantismus. Diese Auseinandersetzung ist seit wenigen Jahren nach der Zeit der ersten enthusiastischen Entdeckung in eine neue kritische Phase getreten. Sie zeigt sich sehr deutlich in einer neuen Konstellation der beiden Kultursysteme.

Es gibt reine Amerikaner, 100 prozentige, die danken Gott, wenn sie von Europa nach Amerika zurückkommen, daß sie wieder in God's own country sind. Sie sind Europa-müde. Europa liegt so weit ab in dem Nebel einer nicht aufhörenden Kriegspsychologie, mit der sich der Amerikaner nicht mehr beschäftigen will. Der Amerikaner gehört zu einer soul saving nation und ist in Europa immer wieder erstaunt, daß sich der arme Verwandte gar nicht so selbstverständlich mit seinen modernen amerikanischen Idealen und Ratschlägen retten lassen will. Europa erscheint dem Amerikaner oft wie ein eigensinniges Kind, das man eben in Gottes Namen eine Zeitlang allein in seinem Winkel schmollen lassen muß, bis es zur Raison kommt. Die europäische Theologie ist für ihn lebensfremd und blutleer, zu sehr Theologie an sich, zu sehr auf Wissenschaftlichkeit bedacht, zu wenig getränkt und gespeist von der Realität des wirklichen Lebens. Diese Theologie erscheint ihm leicht als eine Theologie der Verzweiflung, der Trägheit und der Träumerei, die vergißt, daß sie für das Leben da ist und von dem Schöpfer-Gott zu reden hat, der dem Menschen einen Teil seiner schöpferischen Kraft und seines Auftrages abgetreten hat, damit er die Welt verwandle in das Paradies einer Glückseligkeit für alle. Diese Theologie hat für ihn zu viel Vergangenheit an sich und zu viel Zukunft, aber zu wenig Gegenwart, und der Anspruch von Wissenschaftlichkeit, den sich die deutsche Theologie gelegentlich gibt, erscheint ihm vielfach als eine bloße wörternde Überhebung über den einfachen, gläubigen Christen, der ohne solche Abstraktion den Willen Gottes tut und überzeugt ist, daß er ihn kennt.

Anderseits hat auch Europa an Amerika eine Enttäuschung durchgemacht. Amerika erschien nach dem Kriege einer Gruppe von Enthusiasten als das Heil der Welt, zum mindesten als ein Ideal. Sie waren auch Europa-müde und schauten aus nach dem westlichen Heiland. Sie trugen schwer an der Geschichte und beneideten ein fast geschichtsloses Volk, das gleichsam jeden Augenblick neu anfangen konnte, wenn es wollte, unbeschwert von Hemmungen und Tradition. Aber ein großer Teil dieser Enthusiasten hat sich heute in Mißtrauische und Enttäuschte verwandelt. Teils fürchten sie Amerika, seine Größe, seinen Expansionsdrang, seine materielle Kultur, teils tadeln sie es, seine Oberflächlichkeit, seine Superlative, seinen Bekehrungsdrang. Wilson hat die Zahl dieser Amerika-Enttäuschten in Deutschland ungeheuer vermehrt, als er seine 14 Punkte nicht durchdrücken konnte.

Diese Enttäuschung an Amerika ist heute vielfach in Europa zu spüren. Sie hat zunächst politische und ökonomische Gründe. Man hört die Frage: Warum bleibt Amerika vor der Türe des Völkerbundes stehen, den es doch bauen half? Warum ließ Amerika das unglückliche armenische Volk politisch im Stich, um dann nachher nur durch Wohltaten seine Wunden zu pflegen? Warum treibt Amerika seine Schulden ein wie ein Shylok? Warum schlägt Amerika den europäischen Einwanderern, die in ihren Ländern in ihrer Menschenfülle ersticken, die Türe vor der Nase zu durch seine Einwanderungsbeschränkung? Warum baut Amerika heute eine Zollmauer um sich gegen das Europa, das ihm doch seine Zinsen bezahlen muß und diese Zinsen durch seine Arbeit und durch seinen Handel mühsam verdienen muß?

Das sind Fragen der politischen und finanziellen Welt Europas. Aber sie bleiben nicht ohne Einwirkung auf die kulturellen und religiösen Beziehungen zwischen den beiden Kontinenten. Daß die Auseinandersetzung zwischen Europa und Amerika zu einem akuten Problem geworden ist, zeigt der Umstand, daß in verschiedenen Ländern Einzelne und Gruppen sich unvoreingenommen an das Studium dieses Problems machen. Das tut z. B. eine internationale Studiengruppe des Christlichen Studentenweltbundes, die in Köln eine Woche lang die kulturellen Beziehungen zwischen Amerika und Europa erörterte und eine sehr wertvolle Aussprache zwischen Amerikanern und Europäern herbeiführte. Ähnliche Studiengruppen versammeln sich in der Schweiz. Es tritt aber dabei gerade zu Tage, daß man diese Auseinandersetzung unmöglich allein auf das kulturelle oder das religiöse Gebiet beschränken kann. Ein guter Teil der kulturellen,

*) Man soll es wohl einmal wieder verdeutschen: „soziales Evangelium".

*) Voraussichtlich schon in nächster Nummer folgt ein Bericht von Professor Petersmann in St. Louis: „Bücher der Krisistheologie in Amerika".

psychologischen und religiösen Spannungen hat seine Wurzel in diesen einflußreichen politischen und ökonomischen Tatsachen.

Die Gefahr bei dieser Auseinandersetzung besteht, daß man auf beiden Seiten sich zu wenig kennt, zu rasch urteilt, vorläufige Verallgemeinerungen zieht und so an der Oberfläche bleibt, anstatt nach den Wurzeln unserer Verschiedenheiten, nach der Motivation unseres Willens, nach dem objektiven Wert unserer Ideale zu fragen.

Es ist erstaunlich, wie wenig man sich gegenseitig noch kennt. Man darf ruhig sagen, daß nur eine Handvoll Männer des amerikanischen Protestantismus eine einigermaßen zuverlässige Kenntnis des europäischen Protestantismus besitzt. Man kann umgekehrt von einem großen Teil der europäischen Literatur über Amerika behaupten, daß sie Teilaspekte gibt und das ungeheure, mannigfaltige Gebilde, das der amerikanische Protestantismus darstellt, nicht als ein Ganzes zu erfassen und gerecht zu beurteilen vermag. Wo ein Urteil aber von keiner Sachkenntnis getrübt ist, da stellt sich das Schlagwort zur rechten Zeit ein und übt seine verheerende Wirkung aus.

Hier muß noch ganz anders Quellenkunde getrieben werden. Es geht nicht an, daß wir unsere Kenntnis der amerikanischen Religiosität etwa aus Elmer Gantry beziehen oder unser Urteil über die amerikanische Moralität aus Babbitt und den Büchern von Lindsey. Warum erhalten wir das Standardwerk über die amerikanischen Kirchen, das Buch von William Adams Brown, The Church in America, nicht in einer deutschen Übersetzung? Hüben und drüben muß mit der Psychologie des Sensationalismus aufgeräumt werden, die uns allen im Blute steckt. Von der stillen, lautlosen Arbeit amerikanischer Kirchen berichten uns die Blätter selten. aber wenn einmal einer der gegen 200 000 amerikanischen Pfarrer eine Trauung im Luftschiff veranstaltet, oder bei einem Tänzlein im Kirchgemeindehaus die nackten Füßchen der Teilnehmerinnen unter einem Vorhang hervorschauen läßt — das wird sicher verkündigt. Die amerikanische Presse ist noch mehr auf solchen Sensationalismus eingestellt. Sogar die vornehme „Christian Century" ist davon nicht frei. Die Kenntnis mit Karl Barth vermittelte sie ihren Lesern unter der headline: „Wie der liebe Gott den Karl Barth auf die Welt losläßt!" Sachliche Mitteilungen über den europäischen Protestantismus nimmt sie nicht auf, wenn sie nicht in amerikanischer Aufmachung erscheinen. Dieses Blatt, das so ausgezeichnet über den amerikanischen Gesamtprotestantismus berichtet, ignoriert daher die Probleme des kontinentalen Protestantismus gänzlich. Kein Wunder, daß es im mittleren Westen, wo das Herz Amerikas schlägt, vom Westen schon gar nicht zu reden, abgesehen von starken, deutschen Kolonien und denominationellen Blättern, fast keine Kenntnis des Lebens der alten Reformationskirchen Europas gibt. Das Interesse an Europa, an seiner Not, an seiner Eigenart konzentriert sich im Großen und Ganzen auf die Büros einer Anzahl Führer des amerikanischen Protestantismus, auf den relativ engen Kreis einzelner Synoden und auf die Kirchen, die durch Herkunft oder Konfessionsverwandtschaft alte Beziehungen mit Europa unterhalten.

Hat das religiöse Europa keinen Wert für das religiöse Amerika? Bedeutet der junge amerikanische Protestantismus nicht Erfahrungen, die Europa nützen könnte? Hier darf man dankbar auf den geistigen Austausch hinweisen, der mit der Gründung und Weiterführung der Europäischen Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen ermöglicht werde. Was die amerikanischen Kirchen in dieser Arbeitsgemeinschaft geleistet haben, ist von den europäischen Kirchen nicht vergessen worden und bedeutet ein Kapitel von Kenntnis, Vertrauen und Sympathie, das nicht so bald aufgezehrt werden kann. Das amerikanische Kirchentum hat hier in seinen besten Führern selbst protestiert gegen die Europamüdigkeit und Gleichgültigkeit eines Teils von Amerika und lehnt sich immer wieder auf gegen das Schlagwort: America first!

In der theologischen Auseinandersetzung zwischen Amerika und Europa kommt es selbstverständlich letztlich auf die Gottesfrage hinaus. Hier beginnt die Fragestellung der dialektischen Theologie bedeutsam zu werden, die Frage: „Ist Gott der ganz Andere oder der Gleiche?" Europa ist in steigendem Maße zu der Antwort bereit: „Er ist der Andere." Das moderne Amerika, namentlich in der Jugend, würde das Wesen Gottes noch stark mit dem Besten, was im Menschen erscheint, identifizieren. Aber Amerika beginnt heute auch an die Grenze seines Menschentums zu kommen und damit den Deus absconditus wieder zu entdecken.

Von dieser Gottesfrage aus wird auch die Auseinandersetzung bestimmt, die sich auf sozialem Gebiete vollzieht. Europa glaubt vor allem an den erlösenden Gott, der die Menschen aus Schuld und Not befreit. Amerika legt den Akzent vielmehr auf den schöpferischen Gott, der uns in seiner Dynamik selbst zur Schöpfung und zur Verwandlung der Welt antreibt in der sozialen Tat. Gerade hier findet aber nun ein Ausgleich deutlich statt. Amerika ist nicht mehr in gleicher unbeschränkter Weise von seinem social gospel eingenommen: anderseits hat Europa heute den individualistischen quietistischen Standpunkt weithin aufgegeben und sich, größtenteils, hinter das Programm von Stockholm gestellt.

Eine weitere Frage in diesem Gespräch zwischen Amerika und Europa ist die Stellung der Kirche zum Staat und die Stellung der Kirche zu den Einigungsbewegungen. Für die europäischen Kirchen war die Verbindung mit der Landesobrigkeit und dem Staat historisch unumgänglich. Ohne diesen Schutz wären die protestantischen Kirchen wohl ebenso ausgerottet worden, wie der blühende Protestantismus in Böhmen und in Spanien. Heute befreit sich das kirchliche Europa weithin vom Staate. Wie es das tut, hängt von der historischen Lage ab. Hier bietet nun das amerikanische Freikirchentum seine ungeheure und nützliche Erfahrung an. Wir brauchen unserseits nun auch nicht alle Fehler zu wiederholen, die dieses Freikirchentum in Amerika gemacht hat. Es gibt nicht nur eine satisfactio vicaria, sondern auch eine experientia vicaria, die Anderen einiges erspart.

Es ist ausgeschlossen, daß das amerikanische und das europäische Kirchenvolk direkt eine Verständigung vollziehen. Dafür sind sozusagen Verständigungsorgane notwendig. Sie bestehen in den internationalen Komitees solcher Organisationen wie die Jugendbünde und die Missionen. Vor allem aber heute in den Organen der großen Weltkonferenzen des Freundschaftsbundes der Kirchen, der Stockholmer Weltkirchenkonferenz und der Lausanner Konferenz.

Das amerikanische Kirchentum hatte schon bisher im Federal Council und im Freundschaftsbund besondere Verbindungskanäle zu Europa. Heute besteht in der amerikanischen Gruppe für Life and Work sozusagen ein auswärtiges Amt des amerikanischen Kirchentums, in welchem die verschiedenen internationalen Gruppen, Federal Council, Freundschaftsbund, Stockholm usw. ein gemeinsames Organ für die Beziehungen zu den europäischen und östlichen Kirchen besitzen.

Eine gegenseitige Verständigung, ein Zusammenwirken des europäischen und des amerikanischen Protestantismus, und zwar nicht nur der English speaking peoples ist heute sicher eines der größten Probleme der religiösen Weltsituation, höchst bedeutsam für die gemeinsame Friedensarbeit, wichtig für die Mission, ausschlaggebend für die Gestaltung des Verhältnisses zum römischen Katholizismus, fruchtbar für die Dynamik der sozialen Frage, verheißungsvoll für Kraft und Weite der Einigungsbewegungen.

Es ist daher wichtig, daß hüben und drüben Gruppen von Männern sich finden oder bilden, die sich nicht von Schlagwörtern betören lassen, sondern wie in einer rechten Ehe die tiefe Verbindung und Verwandtschaft gerade dann zu entdecken und festzuhalten suchen, wenn sie in Verschiedenheiten oder Konflikten zu entschwinden drohen. So muß der junge Protestantismus Amerikas den alten Mutterkirchen Europas die Treue halten, auch wenn sie ihm müde, eigenwillig und etwas zurückgeblieben vorkommen mögen, und so muß der europäische Protestantismus dem jungen amerikanischen Kirchentum jene Eigenart zugute halten und ihm jene Freiheit zugestehen, die sich die Jugend nimmt, bis sie sich gefunden haben. Die religiöse Idee Europas und die religiöse Dynamik Amerikas müssen sich eines Tages finden, und wir dürfen es uns nicht verdrießen lassen, trotz Zollpolitik und Kriegsgeschrei, an dieser Brücke zu bauen.

Genf Adolf Keller

Wöchentliche Chronik

Der Evangelische Reichsausschuß für Kommunalwahlen, zu dem die meisten evangelischen Großverbände sich vereinigt haben, hat an die Parteien ein Anschreiben erlassen, in dem die Forderung erhoben wird, „daß neben den Vertretern der wirtschaftlichen Kräftegruppierungen in unserem Volke die Anwälte der kulturellen Interessen, besonders solche Männer und Frauen, die mit dem evangelisch-kirchlichen Leben verwachsen sind und über gründliche Sachkunde sowohl in kulturellen als auch in kirchlichen Fragen verfügen, auf den Kandidatenlisten an sicherer Stelle ihren Platz finden."

Das Präsidium des Evangelischen Bundes hat an die Parteien des Reichstags mit Ausnahme des Zentrums und der Kommunisten ein Anschreiben gerichtet, in dem Kenntnisgabe der Stellungnahme erbeten wird über die Wahrung der Rechte der evangelischen Kirche, Schaffung eines Reischschulgesetzes, paritätische Beamtenpolitik, Schutz christlicher Gesinnung und Gesittung in der Strafrechtsreform, Kampf gegen Schmutz und Schund und Wahrung des Sonn- und Feiertagsschutzes unter Gewähr gegen unparitätische Sondervorteile für den Katholizismus. Rb 200 veröffentlicht die Antworten der Christlich-Nationalen Bauern- und Landvolkpartei, des Christlich-Sozialen Volksdienstes, der Deutschen Volkspartei, der Wirtschaftspartei, der Reichstagsfraktion, der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei und der Deutsch-Sozialen Partei.

Der Evangelische Reichsverband der weiblichen Jugend zählt in 6070 Vereinen und Kreisen 173 000 Mitglieder, der Reichsverband der evangelischen Jungmännerbünde und verwandter Bestrebungen 225 000 Mitglieder, der Deutsche Jugendbund für entschiedenes Christentum 1500 Ortsverbände mit 46 000 Mitgliedern.

Der deutsche Bierverbrauch betrug in den Rechnungsjahren 1926/27 bis 28/29 47,96, 51,17 und 54,55 Millionen Hektoliter, hat also im letzten Rechnungsjahr wieder um 6,6 % zugenommen. Der Kopfverbrauch betrug 76,1, 80,8, 85,6 Liter. An alkoholischen Getränken oder Roherzeugnissen dafür wurden 1929 eingeführt: Wein und Most für 61, Bier, Branntwein und Sprit aller Art für 6,1 Millionen Mark.

Der Verbrauch an Trinkbranntwein in Deutschland sank in den letzten drei Quartalen von 760 000 auf 400 000 Hektoliter.

Die Deutsche Evangelische Seemannsmission, die auf eine 40jährige Arbeitszeit zurückblicken kann, arbeitet wieder in mehr als 100 Häfen.

Gegen die Nachricht von dem Plane der Errichtung einer pädagogischen Akademie in Köpenick zur Ausbildung von Lehrern für „evangelische, katholische, jüdische und religionslose Schulen" und einer gleichzeitigen Errichtung einer gesonderten Akademie für katholische Lehrer in Spandau werden von evangelischen Kreisen lebhafte Proteste erhoben. Professor Hans Lietzmann nennt in der DAZ vom 30. Juli den Plan den Auftakt zu einem systematisch eingeleiteten Kulturkampf gegen die evangelische Kirche. DEK

Die Generalsynode der Lutherischen Kirche in Preußen hat den Antrag auf Einführung des Namens und Amtes eines Bischofs für den Direktor des Oberkirchenkollegiums abgelehnt und für den Leiter den Namen „Oberkirchenrat und Präsident des Oberkirchenkollegiums" beschlossen.

Die Circumscriptionsbulle vom 13. 8. wurde am 29. dem preußischen Episkopat durch den Nuntius amtlich mitgeteilt. Breslau und Paderborn sind nun Erzbistümer, Berlin und Aachen neu errichtete Bistümer. D. Christian Schreiber wurde am 31. als (erster) Bischof von Berlin inthronisiert; er wurde gleichzeitig zum Administrator seiner bisherigen Diözese Meißen ernannt.

Unter Leitung des D. Frh. Heyl zu Herrnsheim beschloß der Vorstand der „Vereinigung für Bibel und Bekenntnis" dafür einzutreten: daß die Landeskirchen von Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel, Nassau, Frankfurt und Waldeck sich nicht nur zu einem Zweckverband, sondern zu einer Kirche zusammenschließen, unter der Voraussetzung, daß der Bekenntnisstand unangetastet bleibt.

Der Volkskirchliche Laienbund für Sachsen richtet unter Berufung auf die 202 Nichtchristen des letzten Reichstages an die evangelischen Wähler und Wählerinnen die Aufforderung, nur kirchentreue Männer und Frauen zu wählen.

„Selbstverständlich — es geht hier ums Ganze — ist es unserem Volke, daß der Pastor national, rechts, monarchisch gesinnt ist. Niemand findet darin etwas oder nimmt es übel. Verdächtig aber ist ihm vielmehr ein Pfarrer, der Sozialdemokrat ist. ... Es ist sogar dem Volke nicht anstößig, wenn ein Pastor politisch hervortritt und etwa für Graf Westarp, Hugenberg, Mumm, Scholz wirbt." Rb 196 188

Die Frick'sche Schulverordnung in Thüringen besteht weiter, weil das Urteil des Staatsgerichtshofs noch nicht zugestellt ist. FZ 608/10

Das bayerische Ministerium hat den Volks- und Berufsfortbildungspflichtigen die Beteiligung an Veranstaltungen der Arbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde verboten, weil diese ein politischer Verein sei und durch Ausschaltung aller religiösen Werte, durch Ablehnung der Autorität des Elternhauses, der Schule und der Kirche und durch die weitgetriebene Gemeinschaftserziehung der Geschlechter dem Erziehungsgedanken der bayerischen Volksschule zuwiderlaufe.

Die bayrische Landessynode in Ansbach lehnte die vom Landeskirchenrat vorgelegte Kirchengemeindeordnung mit großer Mehrheit ab.

Die an Stelle des Elsässischen Zweigvereins des Gustav Adolf-Vereins 1918 begründete Société de secours pour les protestants disséminés hat auf ihrem Jahresfest beschlossen, den alten Namen Gustav Adolf-Verein in irgendeiner Form wieder aufzunehmen und sich um ein freundschaftliches Verhältnis zum Gustav Adolf-Verein zu bemühen.

An der 16. Kontinentalen Missionskonferenz nahm zum ersten Male nach dem Krieg der Direktor der Pariser Mission wieder teil.

Die Lambeth-Konferenz hat eine Botschaft über die Ehe- und Geburtenfrage erlassen, in der in gewissen Fällen die Anwendung antikonzeptioneller Mittel gestattet wird: dagegen werden von konservativer Seite mehrfach Proteste erhoben. Die Ehescheidung wird als zulässig erklärt, Trauungen Geschiedener sollen aber nicht in der Kirche, sondern nur im Hause stattfinden; Geschiedene bedürfen für die Zulassung zum Abendmahl eines bischöflichen Dispenses. Frauen werden zum Diakonat, aber nicht zu den höheren Weihen zugelassen. VZ 197

Die Britische Synode der Evangelischen Brüderkirche beschloß den Wegfall des Wortes obey (untertan sein) in der Trauformel. Herrnhut 32

Die faschistische italienische Regierung schränkt die Tätigkeit der schwedischen Mission in der Kolonie Erytrea planmäßig ein. Seit zehn Jahren werden keine neuen Missionare zugelassen, neuerdings dürfen auch die in Urlaub heimreisenden bisherigen Missionare nicht mehr in ihre Arbeit zurückkehren. Die italienischen Waldensergemeinden sind bemüht, die entstandenen Lücken nach Kräften auszufüllen, sind aber hierzu noch viel zu schwach.

In Estland wird unter Führung eines Majors und seiner Gattin versucht, den altestnischen Taarakult (Animismus) zur Staatsreligion zu erheben.

In Polen haben 196 Dorf- und eine Stadtgemeinde die Prohibition eingeführt.

An Mariä Himmelfahrt fanden in Spanien 136 Stiergefechte statt, 358 Stiere wurden abgeschlachtet.

In Ägypten hat ein Gericht entschieden, daß Frauen vor dem 60. Lebensjahr ihre Religion nicht wechseln dürfen. ZMR 7

In der Märznummer der führenden Missionszeitschrift Chinas The Chinese Recorder werden zwei christliche Glaubensbekenntnisse veröffentlicht, das eine veranlaßt durch die Vorbereitungen zur Fünfjahrbewegung (die Zahl der Christen in fünf Jahren auf das Doppelte zu erhöhen) mit speziell chinesischer Einstellung, das andere von der China-Inland-Mission und gleichstehenden Organisationen fundamentalistischen Charakters. AELKZ 32

Die Nanking-Regierung in China hat die Erteilung von Religionsunterricht in der Schule verboten; daraufhin hat das Haupt der Canadischen Anglikanischen Kirche in Honan, Bischof White, die Missionsschulen geschlossen. Eine nach Hangchow einberufene Konferenz der protestantischen Missionen soll Beschluß fassen, ob alle Schulen geschlossen oder das Verbot ignoriert werden soll, um der Regierung den nächsten Schritt zu überlassen.

Luthers Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen wird von Missionar Voßkamp und einem chinesischen Prediger ins Chinesische übersetzt.

Die Generalsynode der Christian Reformed Church hat den Antrag der Presbyterian Church, mit ihr in Einigungsverhandlungen zu treten, abgelehnt, weil in dieser Gleichgültigkeit gegen die wichtigsten Aussagen des reformierten Glaubens verbreitet und die Kirchenzucht außer Übung gekommen sei. RefKZ 32

Von Personen. Habilitiert: Pfarrvikar Fritz Haag in Heidelberg für Altes Testament. Lehrauftrag: Privatdozent Lic. Hands Iwand in Königsberg für systematische Hilfswissenschaften. Berufen: Dr. G. O. Rosenquist zum Professor der Praktischen Theologie in Åbo. Ernannt: Martin Buber zum Honorarprofessor in Frankfurt a. M. für Jüdische Religionslehre und Ethik. Promoviert: Pfarrer Theodor Schlatter in Bethel zum Lic. h. c. von Münster. Gewählt: Professor D. Ernst Lohmeyer in Breslau und Professor D. Johannes Behm in Königsberg zu Rektoren. Gestorben: Oberkonsistorialrat Professor D. Johannes Schneider in Berlin, Leiter des kirchenstatistischen Amtes; Präsident des Metzer Konsistoriums Pfarrer Georg Rott in Saarburg; Rev. G. A. Fandrey, Präsident der lutherischen Kirche von Iowa; Erzbischof D. Gustaf Johansson in Åbo. Frau D. Paula Müller-Otfried kandidiert auf der Reichsliste der Deutschnationalen Partei an zweiter Stelle.

E St

Bund für Gegenwartchristentum im Freistaat Sachsen

Vorspruch

Unsere Grundsätze bedeuten keine starre Bindung und sollen Niemanden ausschließen, der sich gern zu uns hält.

Grundsätze

1. **Wir sind christlich:** Wir sind eine Gesinnungsgemeinschaft, die sich um Jesus Christus sammelt und das, was er nach der Schrift gewollt hat, in einer gegenwartgemäßen Form zur Geltung zu bringen sucht.
2. **Wir sind evangelisch:** Das Wort von der Gnade allein, die im Glauben ergriffen wird, gilt auch uns.
3. **Wir sind protestantisch:** Bei aller Ehrfurcht vor den geschichtlichen Mächten suchen wir die letzte Entscheidung in allen großen Dingen im eignen Innern, in der Gewißheit, daß dieses zu tiefst christlich bestimmt ist.
4. **Wir sind sozial:** Die Lebensmächte unserer Umgebung sind uns ebenso Aufgabe wie Schranke unseres Ich.
5. **Wir sind liberal:** Ein Wort der Schrift bindet uns nicht, weil es in der Bibel steht, sondern soweit es uns durch seinen Wahrheitsgehalt überwindet.
6. **Wir sind duldsam:** Duldsamkeit im Sinne der Ehrfurcht vor jeder ehrlichen Überzeugung ist uns selbstverständlich. Auch Spannungen im eignen Kreis gegenüber dem reichen Leben der Gegenwart in Frömmigkeit, Kultur und Theologie wollen wir geistig überwinden oder tragen.
7. **Wir sind volkskirchlich:** Wir stehen zur Kirche, soweit sie Jesu Geist in der Welt der Gegenwart zu verwirklichen sucht.

   Wir treten ein für eine kräftige Weiterbildung der Kirche zur wahren Volkskirche.

   Doch muß unser Kreis auch denen eine Heimat bieten, die zur Zeit eine solche in der Kirche nicht zu finden vermögen.

8. **Wir sind unpolitisch:** Die Kirchenpolitik überlassen wir den uns befreundeten kirchenpolitischen Gruppen. Wir empfehlen unsern Mitgliedern, sich diesen anzuschließen.

9. **Wir sind gruppenmäßig gegliedert:** Den einzelnen Gruppen unseres Bundes bleibt jede besondere Tätigkeit — auch kirchenpolitischer Art in der eignen Gemeinde — unbenommen.

Dresden, im Frühling 1930.

Zuschriften an D. Mensing, Dresden-Bühlau, Bautzener Landstraße 108. Sein nächstes Augustusburg hat der Bund 2.—4. Oktober. D. Fuchs spricht über „Luther und die Wiedertäufer". Als Mysterium wird aufgeführt Lissauer „Luther und Thomas Münzer". R

Verschiedenes

Symeon, der sich den neuen Theologen nannte

Zu der Hymne, die wir an der Spitze dieser Nummer wiedergegeben haben, findet sich noch eine zweite am angegebenen Ort, ebendort ein gelehrtes Nachwort des Übersetzers. Derselbe Dr. Kilian Kirchhoff O.F.M. bringt demnächst unter dem Titel „Licht vom Licht" Hymnen Symeons heraus, im Verlage vom Jakob Hegner in Hellerau. (217 S. Geb. 8 M.) Es ist die erste rhythmische Verdeutschung der auch sonst fast unbekannten Ergüsse.

1500 jähriges Gedächtnis Augustins

Wenn wir sonst für die vielen Centenarfeiern wenig übrig haben, so ist uns unser Schweigen in diesem Fall doch leid. Ich schrieb vor Monaten an Harnack deswegen; er war für mich der, an den ich gewiesen war. Er meinte, es sei genug gefeiert in diesem Jahr. Gleichwohl, wenn einen der potenten Freunde der Geist getrieben hätte, würden wir es gern gedruckt haben. Merkwürdige Blüten zeitigt das Jubiläum. Man lese Przywara im Feuilleton der Frankfurter Zeitung (Reichsausgabe 637/9) „Augustinus in der Gegenwart". Für schlichtere Leser, die das nicht verstehen *), bleibt die beste Feier des großen Kirchenvaters: sie lesen die von Harnack gesammelten und übersetzten Reflexionen und Maximen Augustins, erschienen bei J. C. B. Mohr, billig genug: 2.80, geb. 4.40 oder 6 M. — Über das Buch von Klein in nächster Nummer. R

Hungersnot in China

Das National Christian Council in China, das für die amerikanische und europäische Hilfsaktion als Übermittlungsstelle dient, schreibt der Europäischen Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen in Genf unterm 25. Juli, daß es die letzte Hilfssendung von 11 000 Franken richtig erhalten und durch die Missionare im Hungergebiet zur Verteilung gebracht habe. Das Council schreibt, daß Regen gefallen ist, der sofort auch die Aussicht auf die Ernte verbessert. Das Komitee hat im Augenblick vor allem für eine beträchtliche Zahl von chinesischen Waisenkindern zu sorgen, deren Eltern verhungert sind. Die Hilfsgelder werden daher augenblicklich vor allem für die Erhaltung und Erziehung dieser Kinder verwendet, und weitere Hilfe ist für diesen Zweck dringend nötig. Die Europäische Zentralstelle hat bisher 122 500 Franken nach China geschickt, deren Empfang und gute Verwendung vom National Christian Council und der Vermittlungsstelle in der Provinz Shensi rückgemeldet wurde.

Der Leiter der Zentralstelle, Professor D. Adolf Keller in Genf, hatte im letzten Monat in London eine Besprechung mit Vertretern des amerikanischen China Relief und des National Christian Council in Shanghai. Dabei wurde vor allem ein besseres Zusammenwirken Europas und Amerikas besprochen, sowie die eventuelle Bildung eines gesamteuropäischen Komitees, dessen Aufgabe nicht nur die Weiterführung des gegenwärtigen Hilfswerkes wäre, sondern das Studium der Mittel und Wege um zu verhindern, daß China das Land chronischer Hungersnöte wird. Doch ist die Bildung eines solchen Komitees abhängig gemacht worden von weiteren Nachrichten aus China und namentlich von der Zusicherung einer geordneten Zusammenarbeit in China zwischen der dortigen Regierungskommission, dem chinesischen Roten Kreuz und dem christlichen Hilfswerk.

Eine verspätete Anmerkung. Zu Sp. 833 Z. 9 v. u.

Wenn Wünsch sagen konnte, daß eines Tages das Proletariat die Aufgabe der wahren Kirche wirklich erfüllen soll, so wird er sich nicht wundern dürfen, wenn man ihm wieder vorwirft, daß er die neue Weltordnung und das Reich Gottes zu nahe aneinander rücke. Soll dieser Zustand nur ein regulatives Ziel sein, so hätte das gesagt werden müssen. Im übrigen lag der Anlaß für die Bemerkung in Nr. 14 nicht in seiner Verwendung des Reichsgottesbegriffs, sondern in der des Schöpfungsgedankens. — Mit dem Gesagten wird nun auch ungefähr klar sein, was ich gegen „die älteren religiösen Sozialisten", vor allem Ragaz, auf dem Herzen habe. Daß für sie Reich Gottes und Sozialismus „unmittelbar zusammenfallen", kann natürlich nicht heißen, daß mit der durchgeführten Sozialisierung unserer Wirtschaft nach ihrer Meinung das Reich Gottes ganz und völlig verwirklicht sei. Auch das ist nach Thurneysens Zeugnis „vielleicht sogar" von diesem vertreten worden (Zw. d. Zeiten 5 S. 515). Doch liegt daran nichts. Wenn aber Ragaz schreibt, „daß im Reich Gottes der ganze Sozialismus enthalten ist", so ist das eben doch ein „unmittelbares Zusammenfallen", wenn auch nur ein teilweises, und geht weit über das hinaus, was mir möglich scheint. Wenn man im Reich Gottes nicht mehr freit noch sich freien läßt, so klingt das anders. Diesen Tatbestand setzte ich als bekannt voraus und glaubte ihn durch jene fable convenue andeuten zu können, ohne mißverstanden zu werden. Hoffentlich wird die Diskussion darüber in der „Zeitschrift für Religion und Sozialismus" fortgesetzt werden; denn dieser Tatbestand und damit die relative Berechtigung jener fable convenue wird eben leider durch die scharfen Worte von Fuchs und Ragaz nicht aus der Welt geschafft. E B

*) Beiläufig das köstliche Wort der Redaktion: „Es gibt tatsächlich ein ... personhaftes Verstehen, unabhängig vom Verstehen durch Gehirn, Gefühl und Instinkt." — Ohne das kommt man ja heutzutage gar nicht aus.

Kleine Mitteilungen

Ein Theologischer Ferienkursus findet 13.—17. Oktober in Halle statt. Es tragen vor Barnikol, Eger, Eißfeldt, Heinzelmann, Voigts. Auskunft gibt Pfarrer Barbe, Friedensstraße 35.

Desgleichen wird zu einem Theologischen Ferienkursus nach Malente-Gremsmühlen eingeladen. Vorträge von Beckmann, Höger, Mandel, Schlemmer, Seufert, Tillich. Näheres durch Pastor Peters, Kirchnüchel bei Kletkamp, Ostholstein.

Eine Werkwoche auf dem Bruderhof in der Rhön 4.—12. Oktober. Zuschriften an Erich Mohr, Guben, Heimstättenring 2.

Eine interessante Kirchenverwaltungswoche veranstaltet vom 6.—10. Oktober die Verwaltungsakademie Berlin zusammen mit der Vereinigung der preußischen Pfarrervereine. Es halten Grimme, Trendelenburg, Simons, Schäfer (Superintendent in Remscheid), Karow, Bredt, Lütgert, Richter (Ministerialdirektor), Paul (Ministerialrat) je eine Doppelstunde. Grimme spricht über „kirchliche Kulturpolitik". Pfarrer, sonstige Kirchenbeamte, Mitglieder kirchlicher Körperschaften sind als Teilnehmer gedacht. Näheres im Deutschen Pfarrerblatt Nr. 34 und bei der Geschäftsstelle der Verwaltungsakademie W 8, Charlottenstraße 50.

Zu einer Woche für kirchliche Kunst lädt das Landeskirchenamt der Thüringer Kirche ein. Friedrichroda 20.—25. Oktober. Leitung: Professor Dr. ing. E. Högg. Themen: Thüringer Baugeschichte, Grundlagen künstlerischer Anschauung, Evangelische Gemeindehäuser, Kirche im Landschaftsbild, Wiederherstellung alter Kunstwerke, Friedhofskunst. Näheres beim Landeskirchenrat in Eisenach, Pflugensberg.

Am 21. September findet ein Reichswerbetag für deutsche Jugendherbergen statt. Die Sache ist gut und sei der Unterstützung empfohlen.

Freunde der Christlichen Welt treffen sich Dienstag, den 16., im Hause der Christlichen Welt in Friedrichroda. 15½ Uhr beginnt Vortrag und Aussprache über „Kirche und Staat im Urteil der Jungevangelischen Bewegung".

Leider ist die Korrektur von Spalte 845/6 in der Redaktion nicht gelesen worden. Man verbessere freundlichst: 845 Z. 42 v. u. die st. der; Z. 33 v. u. worin st. in denen; 846 Z. 5. ihn st. sie; Z. 10 Grafe, dahinter Komma; Z. 17 ? st. !; Z. 38 Müssen und Nichtmüssen; Z. 41 die st. der; Z. 50 ? st. !; Z. 60 erst st. nicht; Z. 67 nun st. nur; Z. 72 fehlt (; Z. 7 v. u. des st. das. R

Versammlungskalender

7.—12. September Reformierter Weltbund Wuppertal-Elberfeld
8.—27. September Laienführerkursus Comeniushaus Spandau
14.—18. September Gustav Adolf-Verein Stuttgart
17.—21. September Evangelischer Bund Coburg
22.—26. September Lutherisches Einigungswerk Augsburg
28. September—1. Oktober Evangelischer Akademikertag Braunschweig
28. September—2. Oktober Ostasienmission (ACPMW) Heidelberg
29. September Freunde der Christlichen Welt Basel
2.—4. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Augustusburg
4. Oktober Gesellschaft für Kirchengeschichte Breslau
5.—8. Oktober Theologentag Breslau
6.—10. Oktober Kirchenverwaltungswoche Berlin
6.—11. Oktober Freizeit für Organisten, Chorleiter, Pfarrer. Evangelische Schule für Volksmusik Spandau
13.—17. Oktober Missionswoche Herrnhut
20.—25. Oktober Woche für kirchliche Kunst Friedrichroda
27.—29. Oktober Lehrgang Evangelische Jugendführung Göttingen

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Protestantenblatt. Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke
Inhalt Nr. 34: Überwundene Schwermut (Geibel). Tagung des BDJ. in Darmstadt (Schlemmer). Altes und Neues (Mensching). Stille (Bäte). Badischer Brief. Von gestern und heute (Christentum und Idealismus, Aus einer anderen Welt, Dialektische Theologie und Pädagogik, Kirche und Partei, Aus dem Freistaat Sachsen, Allerlei aus dem Urlaub u. A.). Allerlei vom Tage. Tagungen. Büchertisch.

Freunde der Christlichen Welt

29. September in Basel

Montag, 29. September, Vormittag 10½ im Evangelischen Vereinshaus, Nadelberg 6 (Eingang auch Petersgraben 37):

Vortrag von D. Rudolf Paulus-Besigheim: „Freiheit und Bindung im kirchlichen Handeln des Protestantismus". I. Teil 11—11¾, II. Teil 12¼—13 Uhr.

13½ Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Blauen Kreuz, Petersgraben 23. Preis Frs. 3.— (mit Kaffee).

15 Uhr: Beginn der Aussprache im Evangelischen Vereinshaus.

FCW **Friedrichroda Dienstag 16. 9.,** nachm. 3½: Treffen der Freunde und Freundinnen im Hause der Christlichen Welt. Vortrag von Pfarrer Hertzsch über **„Kirche und Staat im Urteil der Jungevangelischen Bewegung".** Aussprache. Gäste willkommen.

Haus der Christlichen Welt

Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6

Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Behaglich eingerichtete Zimmer. Gute Verpflegung. Auf Wunsch vegetarische oder diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde und Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.

Anfragen an die Hausmutter Frau Blume. Fernsprecher 270.

Staatlich anerkannte Wohlfahrtsschule

in Verbindung mit der

kirchlich anerkannten Pfarrgehilfinnenschule

des

Hessischen Diakonievereins E. V.

Darmstadt.

Semesterbeginn 15. Oktober 1930. Wohnung und Verpflegung in der Schule möglich. Auskunft und Prospekte durch die **Leitung der Wohlfahrtsschule, Darmstadt,** Freiligrathstraße 8.

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 8

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege. Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege. Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Berlin W 56
Oberwallstr. 16 a

Gabbe's Lehranstalten mit Internat.
Abitur, O.II.R., Theolog.-Ex., Oberl.-Ex.
Latinum, Graecum, Hebraicum,
1929 bestanden 30 Abiturienten.

Ein neues Lutherheft

der Theologischen Studien und Kritiken

Soeben erschien:

Lutherana VI

Jahrgang 1930 — 102. Band, Doppelheft 1/2
210 Seiten — Preis elf Mark

*

Das Heft bietet besonders zwei größere Aufsätze über Luthers **Frühentwicklung:** F. Held, „Augustins Enarrationes in Psalmos als exegetische Vorlage für Luthers erste Psalmenvorlesung" und F. Huck, „Die Entwicklung der Christologie Luthers von der Psalmen- zur Römervorlesung". Ferner einen eigenartigen Beitrag zu Luthers **Kirchenidee:** Th. Pauls, „Gemein-‚schaft' der Heiligen bei Luther, das Wort und die Sache". Im Übrigen enthält das Heft vor allem eine wichtige **Auseinandersetzung O. Albrechts mit W. Beyer** über den Vorzug der Lutherbibel von 1546 vor der von 1545: „Kritische Bemerkungen zur neuesten Lutherbibelforschung". Die Weimarer Lutherbibelausgabe ist mit Ungestüm als falsch fundiert angegriffen worden. Die Rechtfertigung seiner Arbeit, die Albrecht hier gibt, wird in der herrschenden Diskussion die größte Beachtung finden. Den Schluß bildet eine Beleuchtung der neuestens erschienenen Doppelausgabe von Luthers Vorlesung über den **Hebräerbrief** (von Joh. Ficker und E. Hirsch-H. Rückert).

LEOPOLD KLOTZ VERLAG, GOTHA

Treue Freunde

sind Westermanns Monatshefte jedem Gebildeten, jedem, der einmal Bezieher dieser schönsten, in Inhalt und Ausstattung von keiner Seite übertroffenen Monatsschrift geworden ist. Wer Sinn für kulturelle Werte hat, der greife zu den ausgezeichneten Heften. Gute Romane und Novellen namhafter Verfasser geben zusammen mit den bunt und einfarbig bebilderten Aufsätzen mannigfache Unterhaltung und Anregung. Jedes Heft kostet 2 Mark. Als ein Bestandteil der Hefte wird ein Atlas in monatl. Teillieferungen geboten.

Ein Probeheft von Westermanns Monatsheften wird Ihnen bei Einsendung von 30 Pf. für Porto durch den Verlag Georg Westermann, Braunschweig, ohne irgendeine Verpflichtung für Sie zugesandt. 7

Name: .....

Beruf: .....

Adresse: .....

.....

Soeben erschien:
Antiquar. Anzeiger 1930. I. II
Theologie 1124 Nr. gratis u. franco
J. Krause, Halle a. S., Univ. Ring 6

Büchertausch
Antiquariat,
Radegast (Anhalt) 11.

Subskribent auf vollkommen neue R. G. G. gesucht. Anschrift:
Fritz Füß, Landau/Pfalz
Birnbaumstraße 3.

Ursprungschule

Kloster Urspring bei Schelklingen (Schwäb. Alb) 550 ü. M.

Neugegr. evang. Landerziehungsheim für Knaben und Mädchen, Sexta bis Abitur, Reform-Realgymnasium und Oberrealschule.

Man verlange das Werbeheft.

Der Leiter: Dr. **Bernhard Hell.**

Für 1) geprüfte **Volksschullehrerin,** Abiturientin, auch im Haushalt tüchtig u. willig, 2) 22jähr. **Feinmechaniker,** der keine Arbeit scheut, **sucht Stelle**

Pfr. **Rösler,** Schöckingen (Württ.).

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Postiarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23188. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 20. September

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des **Neuwerk-Verlages, Kassel,** bei. Um Beachtung wird gebeten.